ENGELHORN'S allgemeine ROMAN-BIBLIOTHEK.

Mischa.

Von

M. Poradowska.

Engelhorns
Allgemeine
Romanbibliothek.

Eine Auswahl
der besten modernen Romane aller Völker.

= Alle vierzehn Tage erscheint ein Band. =

Preis pro Band: **50 Pf.** Eleg. in Leinwand geb.: **75 Pf.**

Als vor nunmehr sieben Jahren unsre roten Bände ihren ersten Flug in die Welt wagten, begegneten sie manchen Zweifeln, ob ihr Prinzip **billig und gut** ihnen Bahn zu brechen im stande sein werde.

Bald aber zeigte es sich, daß der Gedanke, **dem deutschen Volke die besten Erzeugnisse der Romanlitteratur aller Nationen zu einem beispiellos billigen Preise bei guter und geschmackvoller Ausstattung und in handlicher Form zu bieten**, nicht nur lebensfähig, sondern geradezu zündend war.

Seither hat sich unser Unternehmen mehr und mehr eingebürgert und auf Schritt und Tritt begegnet man den schmucken Bänden, die sowohl am häuslichen Herd, als auch auf der Reise und im Bade zum unentbehrlichen Freund und Begleiter geworden sind.

Der bisher erzielte Erfolg ist uns nicht nur ein Sporn geworden, sondern macht es uns auch möglich, nicht stillzustehen, sondern rüstig auf der betretenen Bahn weiterzuschreiten. Mit wachsamem Auge verfolgen wir die Romanproduktion, und kein Opfer soll uns zu groß sein, wenn es gilt, ein hervorragendes Werk für unsre Sammlung zu erwerben.

Die nachstehenden Romane der früheren Jahrgänge können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pf. für den broschierten und 75 Pf. für den gebundenen Band bezogen werden.

Erster Jahrgang.

Der Hüttenbesitzer. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bde.
Aus Nacht zum Licht. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.
Zéro. Eine Geschichte aus Monte Carlo. Von Mrs. Praed. Aus dem Englischen.
Wassilissa. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Vornehme Gesellschaft. Von H. Aïdé. Aus dem Englischen.
Gräfin Sarah. Von G. Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Unter der roten Fahne. Von Miß M. E. Braddon. Aus dem Englischen.
Abbé Constantin. Von L. Halévy. Aus dem Französischen.

Ihr Gatte. Von **G. Verga.** Aus dem Italienischen.
Ein gefährliches Geheimnis. Von **Charles Reade.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Gérards Heirat. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
Dosia. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.
Ein heroisches Weib. Von **J. J. Kraszewski.** Aus dem Polnischen.
Eheglück. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Schiffer Worse. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.
Ein Ideal. Von **Marchesa Colombi.** Aus dem Italienischen.
Dunkle Tage. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen.
Novellen von Hjalmar Hjorth Boyesen. Glitzer-Brita. — Einer, der seinen Namen verlor. Deutsch von Friedrich Spielhagen. — Ein Ritter vom Danebrog. Aus dem Englischen.
Die Heimkehr der Prinzessin. Von **Jacques Vincent.** Aus dem Französischen.
Ein Mutterherz. Von **A. Delpit.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Zweiter Jahrgang.

Der Steinbruch. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Helene Jung. Von **Paul Lindau.**
Maruja. Von **Bret Harte.** Aus dem Englischen.
Die Sozialisten. Aus dem Englischen.
Criquette. Von **L. Halévy.** Aus dem Französischen.
Der Wille zum Leben. — Untrennbar. Von **Adolf Wilbrandt.**
Die Illusionen des Doktor Faustino. Von **Valera.** Aus dem Spanischen.
Zu fein gesponnen. Von **B. L. Farjeon.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Gift. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.
Fortuna. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.
Lise Fleuron. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Aus des Meeres Schaum. — Aus den Saiten einer Baßgeige. Von **Salvatore Farina.** Aus dem Italienischen.
Auf der Woge des Glücks. Von **Bernhard Frey** (M. Bernhard).
Die hübsche Miß Neville. Von **B. M. Croker.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Verstorbene. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen.
Mein erstes Abenteuer und andere Geschichten. Von **Hans Hopfen.**
Ihr ärgster Feind. Von **Mrs. Alexander.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Ein Fürstensohn. — Zerline. Von **Claire von Glümer.**
Von der Grenze. Novellen von **Bret Harte.** Aus dem Englischen.
Eine Familiengeschichte. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen. 2 Bde.

Dritter Jahrgang.

Die Versaillerin. Von **Ernst Remin.** 2 Bände.
In Acht und Bann. Von **Miß M. E. Braddon.** Aus dem Englischen.
Die Tochter des Meeres. Von **Johanne Schjörring.** Aus dem Dänischen.
Lieutenant Bonnet. Von **Hector Malot.** Aus dem Französischen. 2 Bde.
Pariser Ehen. Von **E. About.** Aus dem Französischen.
Hanna Warners Herz. Von **Florence Marryat.** Aus dem Englischen.
Eine Tochter der Philister. Von **Hjalmar Hiorth Boyesen.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Savelis Büßung. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.
Die Damen von Croix-Mort. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Glocken von Plurs. Von **Ernst Pasqué.**
Fromont junior und Risler senior. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Der Genius und sein Erbe. Von **Hans Hopfen.**
Ein einfach Herz. Von **Charles Reade.** Aus dem Englischen.
Baccarat. Von **Hector Malot.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Hanna. Von **Heinrich Sienkiewicz.** Aus dem Polnischen.
Das beste Teil. Von **Léon de Tinseau.** Aus dem Französischen.
Lebend oder tot. Von **Hugh Conway.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von **Robert de Bonnières.** Aus dem Französischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von **H. Rider Haggard.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rosig. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen.

Das Tagebuch einer Frau. Von **Octave Feuillet.** Aus dem Französischen.

Jahre des Gärens. Von **Ernst Remin.** 2 Bände.

Gute Kameraden. Von **H. Lafontaine.** Aus dem Französischen.

Die Töchter des Commandeurs. Von **Jonas Lie.** Aus dem Norwegischen.

Zita. Von **Hector Malot.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Erbschaft Xenias. Von **Henry Gréville.** Aus dem Französischen.

Kinder des Südens. Von **Rich. Voß.**

Daniele Cortis. Von **A. Fogazzaro.** Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Die Herz-Neune. Von **B. L. Farjeon.** Aus dem Englischen.

Sie will. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.

Die Kinder der Excellenz. Von **Ernst von Wolzogen.**

Um den Glanz des Ruhmes. Von **Salvatore Farina.** A. d. Italien.

Der Nabob. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen. 3 Bände.

Der kleine Lord. Von **F. H. Burnett.** Aus dem Englischen.

Der Prozeß Frodeville. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.

Stella. Von **Miß M. E. Braddon.** Aus dem Englischen. 2 Bände.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichtfuß. Von **Hans Hopfen.** 2 Bände.

Der Unsterbliche. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen.
Eine geistsprühende Satire auf die französische Akademie ist Daudets „Unsterblicher“, zugleich aber ein prächtiger, fesselnder Roman mit einer Ueberfülle von glänzenden Charakterbildern.

Lady Dorotheas Gäste. Von **Ouida.** Aus dem Englischen.
Die englische Gesellschaft wird sich durch das Bild, welches Ouidas feine Feder in diesem Roman von ihr entwirft, nicht gerade geschmeichelt fühlen. Vielleicht ist es darum nur um so ähnlicher.

Marchesa d'Arcello. Von **Memini.** Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Unser wärmstes Mitgefühl wird durch diesen Roman wachgerufen, in dem uns das Ringen und Dulden eines hochherzigen Weibes in wahrhaft erschütternder Tragik vor Augen tritt.

Was der heilige Joseph vermag. Aus dem Französischen.
So taufrisch, poesievoll und dabei übermütig und neckisch wie diese einfache Erzählung hat die französische Litteratur nicht vieles aufzuweisen.

Alessa. — Keine Illusionen. Von **Claire von Glümer.**
Die beiden Novellen zählen zu den treffenden Bildern aus den vornehmen und wohlsituierten Kreisen, denen die Verfasserin mit Vorliebe ihre Stoffe entlehnt und welche sie mit ebensoviel Grazie wie Wahrheit und Schärfe der Charakteristik zu schildern versteht.

Wie in einem Spiegel. Von **F. C. Philips.** Aus dem Englischen. 2 Bde.
Das ungewöhnliche Talent des Verfassers verschmäht es, ausgetretene Pfade zu wandeln. Jede Seite seines Buches ist fesselnd und originell, und wenn er uns in die Abgründe des Lebens blicken läßt, so thut er es als liebenswürdiger Cicerone mit Geist und Grazie.

Schnee. Von **Alexander Kielland.** Aus dem Norwegischen.
Ein ernstes Buch von herbem und strengem Grundton, worin der große nordische Realist noch mehr als früher sein Streben nach rücksichtsloser, ungeschminkter Wahrheit bekundet.

Jean Mornas. Von **Jules Claretie.** Aus dem Französischen.
Die hypnotische Suggestion und ihre Gefahr in krimineller Hinsicht macht Claretie zur Grundlage seines mit gewohnter Meisterschaft geschriebenen Romans.

Auf der Fährte. Von **H. F. Wood.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
„Dieses spannende Buch ist vorzüglich in seiner Art: die Charaktere sind gut gezeichnet, der Stil ist frisch und die Schürzung des Knotens eines Gaboriau würdig.“
Athenäum.

Satisfaction. — Das zersprungene Glück. — La Speranza. Von **Alexander Baron von Roberts.**
Trotz großer Verschiedenheit des Stoffs haben diese Novellen doch ein gemeinsames Merkmal: sie sind vom gleichen echt künstlerischen Geiste getragen und bekunden denselben geläuterten Geschmack.

Die Scheinheilige. Von **Karoline Gravière.** Aus dem Französischen.
Ein eigenartiges mächtiges, uns vielfach fremdes Volksleben auf belgischem Boden tritt uns in dieser höchst interessanten Charakterstudie entgegen, die in ihrer sorgfältigen Durchführung und ihrem lebenswahren Lokalton wohl ein „echter Niederländer“ genannt zu werden verdient.

Doktor Rameau. Von **Georges Ohnet.** Aus d. Französischen. 2 Bde.
Wie Ohnet in jeder seiner Arbeiten an die zeitbewegenden Fragen herantritt, ist es hier das Verhältnis zwischen Naturwissenschaft und geoffenbarter Religion, welches den Mittelpunkt des lebensvollen, gemütswarmen Romans bildet.

Frau Regine. Von **Emil Peschkau.**
Flott und ungezwungen schießen die Fäden dieses Romans durcheinander, dessen Schicksalsführung so wunderbar ist, wie nur das Leben einer Millionenstadt sie hervorbringen kann.

Zwei Brüder. Von **Guy de Maupassant.** Aus dem Französischen.
Man mag sich zu der naturalistischen Richtung verhalten, wie man will, Maupassants kraftvoller Darstellung, psychologischer Vertiefung und seinem sittlichen Ernst wird man seine Achtung nicht versagen können.

Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Achter Jahrgang. Band 11.

Mischa.

Sittenbild aus Galizien

von

Marguerite Poradowska.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen

von

Auguste Scheibe.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

„Heyta ... vista ... vio! Rechts ... links ... vorwärts!“ klang es in ruthenischer Sprache von der Britschka, während sich die Pferde mühsam durch den aufgeweichten klebrigen Lehmboden der Straße hinarbeiteten. „Kerl, du hast auch nicht für einen Pfennig Mark in den Knochen! Gib die Zügel her! Vio ... o ... o!“

Ein dreifaches Knallen der Peitsche, und die so energisch angetriebenen Pferde sausten im rasenden Galopp dahin, bis sie plötzlich den Schritt mäßigten und gleich darauf in kurzem Trabe in die Lindenallee einbogen, die nach dem Schlosse — dem Dwur — führte.

„Wenn es mir noch 'mal einfällt, mich von dir fahren zu lassen, du Schlafmütze, will ich gehängt sein! Du bist nur noch am Schenktische zu gebrauchen!“

Jetzt war das zwischen den zitternden Schleiern des ersten Frühlingsgrüns am Ende der Allee im Sonnenschein sehr einladend daliegende Schloß erreicht.

„Brrrr!“

Die Pferde standen und der Herr sprang aus dem Wagen.

Zwei Diener kamen eilig herbei, um sich des Mantelsacks zu bemächtigen.

„Na, warum seht ihr denn aus wie die Leichenbitter? Es liegt euch wohl nichts dran, mich wieder hier zu sehen — wie?“

Der Verwalter und ein Jude erwarteten den Besitzer des Schlosses mit gezogenem Hute unter der Säulenhalle des Einganges.

„Guten Tag, mein lieber Kasperski. Geht alles gut? Bist du mit der Bestellung der Felder fertig? Ah, da ist ja auch Seine Gnaden, Herr Schmuhl! ... Na, tritt nur näher, Geldsack. Hoffentlich bringst du mir wenigstens Geld? ... Ein elendes Geschäft da unten ... aber auch gar nichts zu machen. Das amerikanische Getreide überschwemmt alles."

„Weih ... weih!" seufzte der Jude.

Der Schloßherr verabschiedete beide mit einer raschen Handbewegung und trat dann, seine athletische Gestalt ein wenig beugend, durch das von grünem Blätterwerk umrankte Portal ins Haus.

Johann Sawinski stellte mit seinen energischen Bewegungen, seinem sonnenverbrannten Gesicht, dem in Form eines Türkensäbels geschnittenen Schnauzbart und dem Anfluge schalkhaften Spottes, der, wenn er bei guter Laune war, in seinen Augen und seinen Mundwinkeln aufzuckte, gleichzeitig den echten Typus der trotzigen, stolzen sarmatischen Rasse und den des einfachen Landedelmanns dar.

„Wo ist Mischa?" rief er vergnügt. „Wo steckt denn der kleine Fratz? Warum kommt er nicht, um dem alten Großpapa guten Tag zu sagen?"

Dabei durchspähte er mit scheinbarer Unruhe den großen, weiten Saal und gab seiner Stimme künstlich einen barschen Klang, denn er erwartete jeden Augenblick das rosige Gesichtchen der Enkelin in irgend einem Winkel oder hinter einem Möbel auftauchen zu sehen.

Aber weder das Trappeln der kleinen Füße auf dem Parkett, noch unterdrücktes Kichern in irgend einer Ecke, noch das helle Aufjauchzen der Kinderstimme erfreute heute sein Ohr und ein unbestimmtes Gefühl von Angst fing an, sich seiner zu bemächtigen.

In diesem Augenblicke wurde die Thür aufgerissen und in dem lichten Rahmen derselben erschienen zwei Frauen mit allen Zeichen des Schreckens und der Fassungslosigkeit: Pawlowa, die ehemalige Amme und nunmehrige Pflegerin des Kindes, deren Haare unter dem schief sitzenden Kopftuche wirr auf die Stirn niederhingen, und Fräulein Wilhelmine, ein blasses, altes Mädchen, deren Züge den Ausdruck der

Bestürzung trugen und die mit den magern Armen verzweifelt in der Luft herumfuchtelte.

Pawlowa warf sich schluchzend vor dem alten Herrn auf die Kniee nieder: „Schlagen Sie mich tot, Herr!“ jammerte sie. „Mischa. . . .“

Er packte sie bei den Schultern, schüttelte sie und schrie ihr mit Donnerstimme zu: „Heraus damit — rede! Was ist los?“

„O, gnädiger Herr, Fräulein Mischa . . . unsre kleine Micheline . . . sie ist fort . . . davongelaufen . . . ganz allein . . . seit heute früh neun! . . .“

„Seit heute früh neun Uhr! . . .“ wiederholte die Lehrerin mit zitternder Stimme.

„Und wir haben sie überall gesucht . . . überall . . . im Park . . . in der ganzen Umgegend . . . bis hinunter an den schwarzen Teich . . . aber sie war nirgends, nirgends zu finden. O, du allbarmherziger Jesus! . . . Habe Mitleid mit uns! . . .“

Die Frau wand sich stöhnend am Boden.

Johann Sawinski war totenbleich geworden: Mischa sollte fort . . . sollte davongelaufen sein! . . . Unmöglich! Nein . . . die Weiber redeten irre.

Plötzlich stürzte er auf den Perron hinaus: „Nicht ausspannen!“ schrie er den Leuten mit aller Kraft seiner Lungen zu. „Nicht ausspannen — ich will selbst hinaus, um das Kind zu suchen.“

* * *

Am Morgen desselben Tages hatte Mischa ganz entzückt von dem ersten Wehen des Lenzes mit beiden Ellbogen auf der Ballustrade der Terrasse gelehnt und der strahlenden Sonne, welche die Veranda mit mildem Goldlichte übergoß, Kußhändchen zugeworfen. Warum waren die Vögel an diesem Morgen doch so geschäftig? Und wie die Blumen dufteten. . . . Was für ein glücklicher Junge doch der kleine Hrinko war, der dort, seine Schalmei blasend, die Kühe hinaus auf die Weide trieb . . . er hatte keine Lehrer und keine Stunden!

Die lila angehauchten Blütentrauben der Glycinie umrankten die schlanken Säulchen der Veranda, weiterhin zog sich unter dem klaren, dunkelblauen Himmel das Thal von Biala-Gora mit seinen von rauchenden Schornsteinen gekrönten Dächern, seinen silbernen Gewässern und den in voller Blüte stehenden Kirschbäumen hin, und der Hintergrund der Landschaft wurde von dem weiten Halbkreis der Karpathen abgeschlossen, deren schneebedeckte Gipfel sich in den Wolken verloren.

Jetzt schlug eine Glocke.

„Mischa!“

„Amme.“

„Es hat schon halb neun geschlagen.“

„Nein, nein!“

„Ja, ja!“

Das Kind verzog verdrossen das Mündchen. Es hätte noch eine Ewigkeit hier stehen und hinausblicken mögen.

Nur langsam richtete es sich auf und trat ins Innere des Hauses zurück. Bald darauf schritt es durch den engen Gang, der nach dem Zimmer der Gouvernante führte, in der einen Hand das Buch, mit der andern eine große rote Katze an sich drückend, die es unterwegs aufgerafft hatte. Schüchtern stieß es Fräulein Wilhelminens Thür auf und trat ein.

Ein fader Geruch wie von Kampfer und Patschouli herrschte in dem sorgfältig gegen die Luft abgeschlossenen Raume und ein fahles Dämmerlicht, hervorgebracht durch die grünen Zuggardinen, welche die Scheiben der Fenster verhüllten, lag auf allen Gegenständen. In der Mitte des Zimmers thronte steif aufgerichtet vor einem mit Büchern bedeckten Pulte Fräulein Wilhelmine.

Mischa trat mit kleinen Schritten näher, während sie mit der einen Hand ihr Buch zusammenknüllte, mit der andern die Katze festzuhalten suchte, die ihr entwischen wollte. Endlich blieb sie stehen, machte eine kleine Verbeugung und setzte sich an den Tisch. Den Kater setzte sie neben sich, denn sie glaubte ganz sicher, die Gouvernante werde ihn bei ihrer Kurzsichtigkeit nicht entdecken.

„Ich warte seit zwanzig Minuten auf Sie, Fräulein Mischa!“

Das Kind gab keine Antwort, denn seine Augen, die sich nur langsam an die Dunkelheit gewöhnten, irrten neugierig in allen Winkeln dieses Altjungferneſtes umher.

„Stehen Sie auf!“

Mischa stand auf, brach aber in demselben Augenblicke in ein ausgelassenes Lachen aus, denn sie erblickte eben eine Hand, die ihr zuwinkte, während sie leise einen nicht ganz fest zugewirbelten Fensterflügel aufdrückte. Ohne Zweifel war es die Amme, welche Mischa zuliebe und dem „Fräulein“ zum Possen einen Sonnenstrahl in das Allerheiligste eindringen ließ.

„Sie sind heute morgen sehr lustig gestimmt, Fräulein Mischa! Sagen Sie Ihre Aufgabe her!“

Aber Mischa schien nicht gehört zu haben, was man ihr sagte. Sie sah mit dem Sonnenstrahl, der durch das geöffnete Fenster hereindrang, eine Biene ins Zimmer fliegen und bot mit dem schönen, auf ihr dunkles Kleidchen herabfallenden, kastanienbraunen, welligen Haar und den noch unbestimmten Zügen des kleinen reizenden Profils ein solch naives Bild vollkommenster Unaufmerksamkeit, daß Fräulein Wilhelmine die Geduld verlor.

„Mischa!“ rief sie mit strenger Stimme, indem sie mit dem silbernen Lineal auf den Tisch schlug.

Das Kind fuhr zusammen, als ob es aus einem Traume geweckt würde: „Warum nehmen denn nur die Menschen den Bienen ihren Honig weg, die armen Tierchen müssen dann ja verhungern? . . .“ rief die Kleine.

Die Stirn der Gouvernante hatte sich dunkelrot gefärbt.

„Welche Keckheit!“ rief sie entrüstet. „Heißt das Ihre Aufgabe hersagen? . . . Sie werden Ihr Lebtag nichts lernen.“

Die Kleine richtete das hübsche Köpfchen hoch auf.

„O, doch!“ rief sie trotzig. „Ich verstehe französisch und polnisch und lese gern Bücher. . . . Großpapa sagt, damit wäre alles gut zu machen! . . .“

Die Gouvernante wendete die Augen verzweifelnd nach der Zimmerdecke.

„Das geht über die Grenze des Erlaubten hinaus!" rief sie. „Beginnen Sie mit Ihrer Deklination."

Die Unterrichtsstunde nahm ihren Anfang — aber Mischa war sichtlich zerstreut. Die Frühlingsdüfte, welche durch das geöffnete Fenster hereindrangen, stiegen ihr zu Kopfe.

„Fräulein," begann sie in schmeichelndem Tone, „Fräulein, warum geben Sie mir denn niemals draußen im Garten Stunde. Es wäre da gewiß auch recht viel zu lernen."

Diesmal sprang die Gouvernante vor Zorn von ihrem Stuhle empor. Was ging denn in dem kleinen rebellischen Kopfe vor? Bekannte sich das Kind da nicht eben zu dem Erziehungssystem des Ponokrates!

„Ich werde Sie einschließen, Fräulein Mischa, und Sie nicht eher wieder herauslassen, bis Ihre Aufgaben ohne Fehler gehen — ohne einen einzigen Fehler. Hören Sie wohl? Bis dahin gibt es keinen Spaziergang, kein Mittagessen, kein . . .!"

Mischa war blaß geworden.

„Das werden Sie nicht thun, Fräulein," rief sie, „das wäre ganz ungerecht!"

„Ich werde es thun und Ihren Eigenwillen einmal brechen; ich werde Sie lehren. . . ."

„Nichts werden Sie mich lehren!" rief das Kind, sich aufrichtend wie ein kleiner gereizter Puterhahn. „Sie werden mich gar nichts lehren, denn damit Sie's nur wissen, ich verachte und verabscheue Ihre deutsche Sprache . . . es ist eine greuliche, gemeine Sprache, die nur von den Postknechten und von den Juden in der Schenke gesprochen wird . . . ich will sie nicht lernen!" . . .

Und mit einer zugleich trotzigen und verächtlichen Gebärde riß sie das Buch mitten durch und warf die Stücke auf den Fußboden.

Auch der erschrockene Kater sprang herunter und fing kläglich an, zu miauen.

„Kleine Natter!" knirschte die Gouvernante, und von Zorn übermannt, erhob sie das silberne Lineal und ließ es hart auf eine der kleinen Fäuste niederfallen.

Mischa stieß einen gellenden Schrei aus. Der Schmerz war so heftig, daß sie einen Satz bis mitten ins Zimmer machte.

„Das ist feig und infam!“ rief sie mit vor Wut bebender heiserer Stimme, dann flog sie wie ein verwundeter Vogel auf das offene Fenster zu, schwang sich auf die Brüstung und verschwand im Garten.

Fräulein Wilhelmine blieb einen Augenblick sprach- und regungslos. War sie nicht zu weit gegangen? Aber sie tröstete sich damit, daß sie bis zum Abende hundert Mittel finden werde, die kleine Rebellin zu zähmen und zu beschwichtigen, wenn sie zu diesem Zwecke auch die Schachtel mit Süßigkeiten opfern mußte, die man ihr gestern von Breslau geschickt hatte, und so vollkommen beruhigt, kehrte sie zu der vorhin unterbrochenen Lektüre, einer vergleichenden Studie der Philosophie Stendhals und Schopenhauers über die Metaphysik der Liebe, zurück.

Mischa lief, nachdem sie draußen den Boden erreicht hatte, lange vorwärts, ohne stillzustehen und Atem zu schöpfen. Als sie endlich im Laufe innehielt, lag die Grenze des Parks weit hinter ihr und sie befand sich auf einem alten Kirchhofe, der jetzt als Weideland benutzt wurde. Einige magere, melancholische Kühe ohne Hirten grasten auf dem Anger. Unfern davon erblickte sie ein kleines, im ersten zarten Maienschmuck prangendes Gehölz, das sich bis zu einem Bache hinabzog. Mischa betrat dies Gebüsch, indem sie die frischgrünen Zweige der Haselnußsträuche zurückbog, die ihr in das brennende Gesichtchen schlugen, und ging eine Weile darin weiter.

Endlich wurde sie müde, warf sich auf den Boden, drückte den Kopf ins feuchte Moos und weinte. Man hatte sie geschlagen! Der ganze Stolz der kleinen slavischen Patrizierin bäumte sich gegen diese ihr angethane Schmach auf. Immer schneller rollten die Thränen über ihre Wangen herab, krampfhaft preßte sie die kleinen Arme gegen die Brust und mit fiebernden Lippen wiederholte sie ohne Aufhören immer dasselbe eine Wort: „Mama! . . . Mama! . . .“

So gingen Stunden dahin. Lange hörte sie das Läuten

der Alarmglocke im Dwur, lange Zeit sah sie in der Entfernung die Diener mit besorgten, bestürzten Gesichtern suchend vorübereilen, lange Zeit hörte sie die rufende Stimme der Amme, welche laut weinend und jammernd jeden Winkel des Parks nach dem Flüchtlinge durchstöberte — nichts vermochte sie, ihr Schweigen zu brechen. Sie wollte und wollte versteckt bleiben! Zu ihrem ersten lauten Kummer hatte sich jetzt, im ganz natürlichen Zusammenhange, noch ein andrer gesellt, der älteren Datums war, aber ihr noch schmerzlicher ins Herz schnitt: der Kummer um den frühzeitigen Tod ihrer Mutter.

In tiefer Betrübnis und mit einer Klarheit, die weit über ihr Alter hinausging, ließ sie die Gedanken über die hinter ihr liegende, kurze, traurige Kinderzeit zurückschweifen. Sie hatte den Winter mit ihren Eltern in Lemberg, einer schönen Stadt mit vielen Kirchen und Soldaten, zugebracht. Ihre Mutter war immer krank gewesen und Mischa hatte, wenn man sie fortschickte, weil sie zu viel Lärm machte, ihre meiste Zeit in einer langen, außen angebauten hölzernen Galerie zugebracht und eigentlich das Leben eines armen gescheuchten Kätzchens geführt, das, immer auf der Flucht, nach einem Winkelchen sucht, wo es niemand im Wege ist. Ihr einziger Wunsch und Traum war stets gewesen, in das angenehm erwärmte, von Wohlgeruch erfüllte Zimmer schlüpfen zu können, in dem die kranke Mutter ruhte. Sie näherte sich diesem nie anders als auf den Fußspitzen und mit angehaltenem Atem.

„Ich bin's, Mamuscha!"

„Komm schnell herein, Micheline; es ist niemand hier!"

Dann stürzte das Kind hinein. Die Kranke lag, ganz in blauen Atlas und Battist gehüllt, auf einem niedrigen Diwan. Vorsichtig kniete die Kleine neben ihr nieder, nahm ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und die beiden sonst aller gegenseitigen Zärtlichkeit beraubten Wesen genossen unvergeßliche Augenblicke, deren Glückseligkeit nur durch die stete Furcht vor einer Ueberraschung getrübt wurde.

„Mamuscha, warum sagt denn Nunu, du würdest bald von uns gehen?"

„Pawlowa weiß nicht, was sie redet, mein Liebling. Auf Ammengeschichten darf man nichts geben.“

„Versprich mir, uns niemals ... niemals zu verlassen, Mamuscha ... hörst du ... niemals! Nicht wahr, du versprichst es mir und gibst mir dein allerheiligstes Ehrenwort darauf!“

Die Kranke umschlang ihr Kind in heißer Umarmung.

„Ja, ja, ich verspreche es dir, mein süßer Liebling!“

Da — ein ersticktes Aufschluchzen, ein plötzlicher Hustenanfall, und sogleich füllt sich das Zimmer mit Menschen. Die Wärterin eilt herbei, der Vater, der Doktor, die Kammerfrauen folgen.

„Wie, die Kleine ist wieder hier ... das Kind wird noch ihr Tod sein. ... Willst du wohl machen, daß du fortkommst, Mischa!“ ...

Und dann ging Mischa mit gesenktem Kopfe, unter Scheltworten, die ihr noch lange in den Ohren klangen — das Herz geschwellt von bittern Schmerzen.

Dann kam ein Tag, wo man die Kleine ganz schwarz anzog. Unten um das Röckchen war ein breites mit Krepp überzogenes Band gesetzt.

„Man nennt das eine Pleureuse,“ hatte das Kammermädchen gesagt, während sie Mischa ankleidete. Das Kind hatte laut über den komischen Namen gelacht.

Dann kam der Vater, um sie abzuholen. Warum sprach er denn mit so heiserer, gepreßter Stimme? So hatte er ja noch nie gesprochen! Furchtsam war sie ihm gefolgt. Und wie viele Menschen auf der Treppe standen! Vor der Thür des Vorsaals, die so wunderlich schwarz behangen war, war ein Mann in silberbetreßter Uniform wie eine Schildwache aufgestellt.

Instinktmäßig zog sich das Herz des Kindes zusammen, als ob es von alledem etwas verstände. ... Dann waren sie plötzlich in eine schwarze Kapelle eingetreten, die von gelben, zitternden Lichtern erhellt war. Jetzt hatte der Vater die Kleine in die Höhe gehoben und sie hatte nun gesehen, daß da, unter einer Decke von Blumen, mit geschlossenen Augen die Mutter lag, lang ausgestreckt, wie in einem Bett. Sie hatte ihr schönes hellgrau-seidenes Kleid an.

„Mamuscha schläft wohl?“ hatte das Kind laut gefragt.

Der Vater hatte die Kleine sehr fest an sich gedrückt. „Schweig still . . . aber küsse sie . . . küsse sie.“

Das hatte er wieder mit derselben heiseren, gepreßten Stimme gesagt.

Am andern Morgen hatte sie, während ein feiner kalter Regen vom Himmel herniederrieselte, zwischen ihrem Vater und ihrem Großvater einherschreitend, dem Begräbnis beigewohnt und unterwegs mit Entsetzen den seltsamen Wagen, mit den vier ungeheuren vergoldeten Engeln an den Ecken betrachtet, auf dem die unter Rosen gebettete Mutter dahinschaukelte.

Auf dem Kirchhofe ereignete sich ein Mißgeschick. Im Gewühl zweier sich begegnenden Leichenzüge wurde Mischa von ihrem Vater getrennt. Von Schreck verwirrt, lief sie zwischen den Grabhügeln hin und her und bemühte sich vergeblich, die Ihrigen wieder zu erreichen, die sich eng um den am offenen Grabe stehenden Priester scharten. Da ihr dies nicht gelang, ließ sie sich endlich am jenseitigen Rande der unheimlichen Grube, die kleinen Hände gefaltet, von Schluchzen fast erstickt und ohne zu beachten, daß ihre „Pleureuse“ auf dem nassen Boden schleifte, in die Kniee sinken. Die Umstehenden blickten mit Rührung auf das trostlose verwaiste Kind, dessen feines Profil sich scharf von dem grauen Himmel abhob.

Nach dem Begräbnisse waren die Vater und Tochter umschlingenden Bande enger und fester geworden. Der Vater, einer der größten Bankiers in Lemberg, der durch sein Geschäft gezwungen wurde, in der Stadt zu wohnen, verweigerte es entschieden, sich von der Kleinen zu trennen, die er mit beinahe mütterlicher Sorgfalt und Zärtlichkeit umgab, die er stets um sich hatte und von der er sich nur trennte, wenn seine Geschäfte es durchaus erforderten. Er hätschelte und liebkoste das Kind, sprach mit ihm von der teuern Hingeschiedenen und besuchte oft mit ihm den Kirchhof.

So ging länger als ein Jahr dahin und Mischa, die früher mehr Furcht als Zärtlichkeit für den eleganten, ernsten

Vater empfunden, den sie sonst immer nur im Fluge gesehen hatte, betete ihn jetzt an.

Als die Trauerzeit zu Ende ging, schien indessen auch der Schmerz des Bankiers etwas milder zu werden. Er fühlte das Bedürfnis, seine alten Bekannten wiederzusehen, fing wieder an den Klub sowie einige Gesellschaften zu besuchen, stand bald von neuem inmitten der früheren fieberhaft bewegten Existenz, ging wieder viel allein aus und kehrte oft sogar nicht zu den Mahlzeiten nach Hause zurück.

Mischa führte während dieser Zeit ein sehr unregelmäßiges Leben, aß zuweilen erst am späten Abend zu Mittag, blieb häufig die halbe Nacht wach, weil sie darauf bestand, den Vater zu erwarten, und der Großpapa erschien gerade noch zur rechten Zeit, um sie einer Vereinsamung und Vernachlässigung zu entreißen, die bald den Charakter des Kindes ungünstig beeinflußt haben würde.

„Deine Kleine sieht ein bißchen blaß aus . . . sie muß aufs Land; die Luft der Karpathen wird ihr gut thun,“ hatte Johann Sawinski zu seinem Schwiegersohne gesagt. Und dieser machte jetzt keine Schwierigkeiten mehr.

„So nimm Mischa mit, lieber Schwiegerpapa,“ hatte er zur Antwort gegeben. „Nur mußt du mir erlauben, dir eine Lehrerin mit ins Haus zu schicken, denn die Kleine muß anfangen etwas zu lernen.“

So war nach einigen Wochen Fräulein Wilhelmine nach dem Dwur gekommen; man sprach nicht mehr von der Rückkehr nach Lemberg und die Kleine blieb in Biala-Gora; aber im Innersten ihres Herzens hielt sie an dem Wunsche und der sehnsüchtigen Hoffnung fest, dereinst — wenn sie erst groß sein würde — zum Vater zurückzukehren, um ihn nicht wieder zu verlassen.

Nachdem Mischa, im Gebüsch versteckt, alle diese Erinnerungen hatte an sich vorüberziehen lassen und sich müde geweint, kletterte sie hinunter nach dem Bache. Die geschlagene Hand that ihr weh. Vorsichtig glitt sie bis dicht ans Ufer und hielt den Arm in das eisige Wasser, während sie in seinem Spiegel die großen, grauen, silberbesäumten Wolken beobachtete, welche am Himmel heraufzogen

und sich drohend übereinander ballten, wie vor einem Gewitter.

Sie war ganz allein. Das einzige Geräusch, das sich hören ließ, war das Summen der Fliegen, Mücken und der „blauen Wasserjungfern“ die durchs Schilf huschten. Aus der Erde drängten sich, noch eingehüllt in die krausen, hellgrünen Blättchen, die ersten gelben Himmelsschlüsselchen hervor. An der andern Seite des Baches stieg in der Ferne der große Karpathenwald mit seinen riesigen Tannen empor, die — mit silbergrauen Moosen und Flechten behangen — greisen Giganten mit langen Bärten glichen — phantastischen Druiden, welche voll Majestät an den Bergwänden emporklommen.

Mischa hatte keine Furcht. In unbestimmte, unklare Träumereien versunken, saß sie da, bis ihre Lider schwer wurden. Dann legte sie den nackten Arm über die Brust, das Köpfchen fiel zurück auf den Rasen und sie versank in jenen schweren, bedrückenden Schlaf, welcher großen Thränenausbrüchen zu folgen pflegt.

Zweites Kapitel.

Als Mischa erwachte, stieß sie einen Schrei des Schreckens aus. Eine blasse Frau mit blauem Kopftuche beugte sich über sie.

„Heil und Segen dem kleinen Schloßfräulein!“ rief die Fremde, dem Kinde die Hand küssend. Dabei bemerkte sie die rote Schwiele, die sich über den Arm desselben hinzog und schüttelte den Kopf.

„Wer hat denn Fräulein Mischa geschlagen?“ fuhr sie fort. „Wer kann es gewagt haben, ein Kind aus dem Dwur zu mißhandeln? Im Dorfe sagt man, ein Kind dürfe nicht einmal mit der Rute geschlagen werden, weil es sonst vertrocknen müßte, wie die Rute, und nun erst mit einem Instrument von Metall . . . ewige Barmherzigkeit! . . .“ Die

blasse Frau hatte, während sie sprach, die breiten Blätter eines Krautes abgebrochen und fing an, den Arm damit zu umwickeln.

„Niemand hat mich geschlagen; ich habe mich selbst verwundet,“ erwiderte Mischa stolz.

„Fräulein Mischa kann ja sagen, was sie will, was geht es die alte Tarasia an?“

Das Kind zog seinen Arm schnell zurück und blickte die Frau mißtrauisch an.

„Jetzt kenne ich dich, du bist Tarasia, die Znahorka, die Hexe. Ich habe dich oft hinter den Ställen herumschleichen sehen. Du bist's, welche es macht, daß die Kühe keine Milch geben, und welche die Leute behext!“

Die Frau lächelte geheimnisvoll. Sie war sehr groß und ihr wachsgelbes, bleiches Gesicht war eins von denen, die das Alter nicht erraten lassen.

„O, ich thue auch noch andre Dinge,“ gab sie zur Antwort, indem sie die grauen Augen zum Himmel emporrichtete: „Der liebe Gott hat mich die Pflanzen und ihre Kräfte kennen gelehrt und mir viele seiner Geheimnisse offenbart.“

Das Kind betrachtete die Frau mit wachsender Neugier.

„Das ist wahr,“ sagte es dann. „Ich weiß, Großpapa hat dich einmal rufen lassen und du hast die schwarze Stute wieder gesund gemacht. Ich besinne mich jetzt ganz genau. Ich wollte dich damals gerne sehen, doch sie erlaubten es nicht. Wenn es aber der liebe Gott ist, der dich alles das gelehrt hat, so kann es doch nichts Schlimmes sein!“

Die Frau ergriff die Hand des Kindes und küßte sie: „Fräulein Mischa fürchtet sich also nicht vor mir?“

„O nein!“ entgegnete die Kleine. „Aber weißt du was, du könntest mir etwas von den Geheimnissen erzählen, die der liebe Gott dir offenbart hat.“

Die Znahorka legte einen Finger auf ihre Lippen: „Der liebe Gott mag nicht gern, daß man davon spricht . . .“

Aber Mischa bestand auf ihrem Verlangen. Ihre ernsten Kinderaugen ließen die Frau nicht los, bis diese nachgab.

So kniete sie denn nieder und begann im Tone einer

Seherin: „Der himmlische Vater verbirgt seine Geheimnisse in der Luft, die wir atmen, in dem Boden, den wir bebauen, bei den Vögeln unter dem Himmel und in den Pflanzen, die aus der Erde wachsen. Und gerade die Pflanzen," fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort, „gerade die Pflanzen sind zuweilen schrecklich und merkwürdig. Da gibt's eine, die Mandragora heißt; sie wächst nur auf den Gräbern der armen Sünder, die hingerichtet worden sind, weil sie Vater oder Mutter erschlagen haben. . . . Und wehe dem Menschen, der diese Pflanze aus dem Boden reißt! Die Wurzel stößt dann ein lautes Wehgeschrei aus, das den, der's hört, wahnsinnig macht. Ich habe mir sagen lassen, daß derjenige, welcher es wagen sollte, die Wurzel auszugraben, ganz deutlich ein Menschengesicht darauf erblicken würde . . ."

Mischas Augen hingen an den Lippen der Frau. Sie hörte ihr mit einer Mischung von Grauen und Andacht zu.

„Hast du einmal eine solche Wurzel ausgegraben?" fragte sie beinahe atemlos.

„Nein," entgegnete Tarasia. „Aber meine Großmutter hat's mir erzählt und die hat's von einem uralten Bauer, der mehr wußte, als andre Leute."

Das Kind rückte ihr näher.

„Erzähle weiter!"

Tarasia streckte die Hand aus und pflückte eine Schlingpflanze, deren grüne Ranken sich um ein junges Bäumchen schlangen.

„Siehst du, das ist eine Zaunrübe. Man sagt, daß in der Wurzel der Teufel wohnt. Diese Wurzel hat die Gestalt eines neugeborenen Kindes; die Hexen kommen in der Nacht und graben sie aus, umwickeln sie mit einem bunten Wickelband und legen sie in ihre Lade. Mit diesem Zaubermittel sind sie dann an jedem ersten Montage des Monats im stande, nicht nur die Kühe zu behexen, so daß sie keine Milch mehr geben, sondern auch die Stuten, die Frauen und die Schafe, ja sogar die Mäuse — nur die Sauen und die Hunde nicht, denn die kann der Teufel nicht leiden."

Mischa horchte mit Entzücken zu. Diese seltsame Frau,

die ihr plötzlich ein ganz neues Wunderland, das Reich der Märchen erschloß, war ja viel, viel klüger als die gelehrte deutsche Gouvernante.

„Erzähle weiter, Tarasia — ich könnte dir den ganzen Tag zuhören!“

Und die geschmeichelte Tarasia fuhr fort, das Kind in ihrer eigentümlichen Sprache weiter in die Geheimnisse einer phantastischen Welt einzuweihen, in der sie selbst lebte. Sie erzählte der Kleinen, daß derjenige, welcher in der Johannisnacht hinausginge, um die Blüte des Farnkrauts zu sammeln, die Macht habe, in der Erde vergrabene Schätze aufzufinden; erzählte ihr von den heilbringenden Kräutern, sowie von der berühmten „Schlangenbutter“, jener geheimnisvollen Salbe, mit der man die Patienten von oben bis unten bestreichen muß, damit die Krankheit aus den Fußsohlen herausfährt . . .“

Mischa lachte, klatschte in die Hände und rief: „Erzähle weiter, weiter!“

Plötzlich verstummte Tarasia und blickte unruhig, mit der Miene eines Menschen, der sich verspätet hat, nach der Sonne.

„Jetzt muß ich fort,“ sagte sie, „denn“ — hier dämpfte sie die Stimme und blickte sich um, ob auch niemand sie höre — „denn der Storch soll noch heute der Frau des Pfarrers ein kleines Kind bringen, und wenn er's durch den Schornstein herunterwirft, muß ich da sein, um es in der Schürze aufzufangen.“

Das Kind hielt ihr ernsthaft die kleine Hand hin.

„Auf Wiedersehen, Tarasia; wenn du wieder einmal ins Schloß kommst, so laß mich nur rufen. Du sollst dann Thee bekommen und wir werden uns miteinander unterhalten.“

Die Frau küßte Mischas Fingerspitzen.

„Ich danke Ihnen, gnädiges Fräulein; ich werde die Einladung nicht vergessen.“

Dann ging sie, eine melancholische Melodie, die nur drei Noten hatte, vor sich hinsingend, mit langen Schritten davon.

Nachdem sie fort war, erhob sich auch Mischa und

machte einige Schritte, um sich die Füße zu vertreten; aber sie blieb bald stehen. Sie wurde schwindlig — ob vor Hunger oder von all den seltsamen Dingen, die sie gehört hatte? Was sie besonders beschäftigte und in Verwunderung gesetzt, war das, was Tarasia im Fortgehen über den Storch gesagt hatte. Als großes Mädchen von neun Jahren wußte sie wohl, daß der Storch die kleinen Kinder brachte, aber als sie einmal Fräulein Wilhelmine darüber befragte, hatte diese in trockenster Weise zur Antwort gegeben, sie sei noch niemals hingegangen, um das mit anzusehen, woraus dann Mischa geschlossen hatte, daß dies keine Sache sei, für die sich alte Jungfern interessierten. Freilich hatte ihre französische Bonne, die sie gleich darauf über denselben hochwichtigen Gegenstand befragt, ihr die Versicherung gegeben, die kleinen Kinder wüchsen in großen Krautköpfen, und in Mischa hatte sich nun sofort die Vorstellung von einem schönen geheimnisvollen Garten festgesetzt, der mit unübersteiglichen Mauern umgeben war, und in welchem in langen, regelmäßigen Reihen die Kohlköpfe standen, von denen sich vielleicht einige schon etwas öffneten, um blonde Lockenköpfchen und die dazu gehörigen rosigen Gesichtchen durchschimmern zu lassen. Sie stellte sich vor, mit welcher unsäglichen Sorgfalt der Gärtner beim Behacken dieser Gewächse zu Werke gehen müsse, um keines zu beschädigen. . . . Leider verhielt sich die Sache aber nur in Frankreich so; hier ging es ganz anders zu — und plötzlich empfand sie das unwiderstehliche Verlangen, die Ankunft des Storches bei der Predigerfrau mit eigenen Augen zu beobachten. Der Einfall erfüllte sie mit wahnwitziger Freude.

Das Pfarrhaus lag nicht allzufern auf einem kleinen Hügel; man konnte das moosbedeckte Dach schon von hier aus sehen. Behende schlich das Kind, das sich, um nicht gesehen zu werden, noch kleiner machte, mit gebogenen Knieen näher und hatte bald die Hecke des Gartens erreicht, in welchem es zwischen Himbeerbüschen und einem mächtigen Klettenstrauche ein schützendes Versteck fand. Die Zugänge zu dem Hause waren sämtlich geschlossen, aber im Innern sah man die Schatten geschäftiger Frauen hin und her huschen.

Plötzlich öffnete sich die Thür und der Pfarrer, ein noch junger, wohlgenährter Mann mit kurz geschnittenem Haar erschien auf der Schwelle. Er blickte sich unruhig nach allen Seiten um, ging mit großen Schritten vor dem Hause auf und ab, schaute zum Himmel empor und trat dann ins Haus zurück. Jedenfalls hatte er sich nach dem Storch umgesehen.

Auch Mischa blickte zu dem umwölkten Himmel auf, konnte aber nicht den kleinsten Punkt entdecken.

Jetzt drang ein wirres Geräusch von Stimmen aus dem Innern des Hauses an die Ohren des lauschenden Kindes.

Es klang wie ein undeutliches Stöhnen, das bald verstummte, bald von neuem begann, und hinter den Fenstern erschien nun das wachsbleiche Gesicht der alten Tarasia, welche mit Eifer an den Scheiben rieb — ein Eifer, der sich jedesmal verdoppelte, wenn das Stöhnen und Aechzen lauter wurde. Sie rieb immer an derselben Stelle und begleitete dies seltsame Thun mit einem taktmäßigen eintönigen Gesange, der in diesem entscheidenden Augenblicke die bösen Geister fernhalten sollte.

Um welche Zeit konnte es sein? Vielleicht um drei Uhr. Der Himmel umdunkelte sich immer mehr und drohte mit Regen; aber trotz des Hungers, der sie quälte, trotz des heranziehenden Gewitters blieb Mischa auf ihrem Posten. Sie wollte dem Geheimnisse, das sie hierhergeführt, auf den Grund kommen.

Plötzlich schoß ein blendender Blitz hernieder, dem ein erschütternder Donnerschlag folgte. Er warf das Kind fast zu Boden und gleich darauf öffneten sich die Schleusen des Himmels zu einem vorsintflutlichen Platzregen.

Das Kind kroch tiefer unter die schützenden Büsche, streckte aber, trotz des auf sie niederträufelnden Regens, den Kopf soweit als möglich daraus hervor, um das Haus nicht aus den Augen zu verlieren.

Endlich brach die Sonne wieder durch, und auf der Schwelle erschien in Hemdärmeln der Pfarrer, welcher sehr rot aussah und heftig mit Armen und Händen umherfocht. Gerade in diesem Augenblicke bog auch eine Britschka

im Galopp in die Straße ein, an welcher das Pfarrhaus stand.

„Ich küss' dem gnädigen Herrn von Sawinski die Hand!“ rief der Geistliche, indem er auf den Wagen zueilte. „Der liebe Gott hat mein bescheidenes Haus von neuem gesegnet. Soeben wurde uns ein Sohn geschenkt — der fünfte ...“

Aber Johann Sawinski schien in diesem Augenblick wenig geneigt, die Freudenergüsse des glücklichen Vaters weiter anzuhören, und unterbrach ihn kurz: „Haben Sie meine Enkelin Mischa nicht gesehen?“ fragte er in besorgtem Ton.

Die Frauen waren, durch das Geräusch der Räder herbeigelockt, ebenfalls auf der Schwelle erschienen.

„Ich habe sie gesehen, gnädiger Herr!“ rief Tarasia, indem sie die Hand des Schloßbesitzers küßte. „Sie lag dort am Waldrande, unten am Bache, und schlief wie eine kleine Lerche in ihrer Ackerfurche. Das war etwas nach elf Uhr und ich mußte ihr Geschichten erzählen. Aber seitdem wird sie ja längst ins Schloß zurück sein.“

Die Hunde, welche mit der Britschka gekommen waren und die Büsche durchstöbert hatten, fingen plötzlich an zu bellen und Freudensprünge zu machen.

„Da ist sie ... da ist Fräulein Mischa!“ riefen die Frauen, während aus dem Gebüsch ein kleines Mädchen hervorkroch, das vor Verlegenheit über und über rot, mit dem vor Nässe anklebenden Haar und dem beschmutzten Kleidchen einen ziemlich kläglichen Anblick bot. Wie ein kleiner Kobold eilte sie auf den Großvater zu und stürzte sich leidenschaftlich an seine Brust.

„Großpapa! Großpapa!“ rief sie in wilder Freude. Aber gleich darauf richtete sie das Köpfchen wieder auf, sah ihm ins Gesicht und sagte: „Tarasia hat gelogen, der Storch hat das kleine Kind nicht gebracht!“

Der erstaunte alte Herr nahm das Kind in die Arme und trug es selbst in das Haus des Geistlichen, um seine nassen Kleider zu trocknen. Dann forderte er Mischa auf, alles zu erzählen, was vorgegangen war.

Durch eine halboffenstehende Thür erblickte man im Nebenzimmer das bleiche Gesicht der auf einem schmalen Bett liegenden Wöchnerin und neben ihr auf dem Schoße einer alten, wunderlich aussehenden Frau ein sehr kleines Kind, das, in ein Federkissen eingeschnürt, kläglich schrie. Die Stimme glich fast der eines jungen Kätzchens.

Tarasia nahm das kleine Bündel, um es auf die Kniee Mischas zu legen, die in der Nähe des Ofens saß. Aber die Kleine stieß es zurück und sagte mit einem strengen Blick auf die Bäuerin: „Ich habe den Storch nicht kommen sehen!“

Tarasia sah sich um und legte einen Finger auf die Lippen.

„Gott bestraft manchmal die Neugier,“ gab sie einfach zur Antwort.

Aber Johann Sawinski fing an, ungeduldig zu werden.

„Komm, wir wollen uns auf den Weg machen,“ sagte er zu seiner Enkelin.

Und während das leichte Wägelchen zwischen den blühenden Hecken dem Schlosse zufuhr, machte er sich klar, daß um dies hartnäckige und phantasievolle Kind zu erziehen, wohl etwas andres nötig sein werde, als das Lineal der deutschen Gouvernante.

Drittes Kapitel.

Johann Sawinski, der Besitzer von Biala-Gora war jeden Morgen bereits um vier Uhr auf den Beinen. Er pflegte dann sofort das Fenster zu öffnen, ein ungeheures Sprachrohr an den Mund zu setzen und die Stallknechte wachzurufen: „Heda! Pawel, Alex, Peter, heraus mit euch!“

Dann ging er — im Winter mit der Laterne in der Hand — um in den Pferde- und Viehställen mit eigenen Augen nach Recht und Ordnung zu sehen, gab dem Gesinde die nötigen Befehle und bestieg dann seinen schwarzen Hengst, um die ganze große Besitzung prüfend zu mustern.

Diese umschloß etwa zweitausendfünfhundert Morgen Grund und Boden, und der Jude, welcher im Dorfe eine Schenke hielt, kam jeden Morgen, um die Milch von hundert Kühen abzuholen. Die Mittagsmilch wurde für den häuslichen Gebrauch aufbewahrt. Eine ganze Armee von Mägden und Knechten war unter dem Befehl des Verwalters in den Scheuern und Ställen, sowie auf den Feldern beschäftigt, und die gesamte Hausbewohnerschaft speiste täglich dreimal an drei nach der Hausordnung verschieden besetzten Tischen. Der erste war der Herrschaftstisch, am zweiten nahm die Schloßdienerschaft Platz, am dritten das ländliche Gesinde. Die Stellen des Kochs, des Dieners und des Kutschers vererbten sich in Biala-Gora seit etwa sechzig Jahren vom Vater auf den Sohn und jeder Ausscheidende hatte sich in einem eigenen Häuschen mit einem dazu gehörigen Stück Feld zur Ruhe gesetzt.

Außerdem übte Johann Sawinski in seinem Schlosse jene großartige polnische Gastfreundschaft, die mit so aufrichtiger Wärme geboten wird, daß der Gast immer die Empfindung hat, den Wirt zum größten Dank zu verpflichten, wenn er sie annimmt — jene heilige Gastfreundschaft, die man vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere in allen Kreisen der Bevölkerung findet, gleichviel, ob man in die einfache Hütte des armen Bauern oder in das Schloß des reichen Magnaten tritt.

„Czim chata bogata!“ d. h. die Hütte gibt euch das beste, was sie hat! sagt der Hausherr mit freundlichem Gesicht, wenn er den Gast empfängt, und über der Thür des Hauses: „dessen Mauern sich weiten mögen, um euch zu empfangen“, steht der alte Spruch: „Wer einen Gast am Herde hat, hat Gott im Hause!“

In Biala-Gora, wo man alle patriarchalischen Sitten in großartigem Maßstabe übte, wurde das Haus nie leer von Gästen, und jeden Tag traf frischer Zuzug ein.

Da kamen die nahen und fernen Nachbarn, welche Herrn von Sawinski zwischen zwei Robbern Whist über irgend eine geschäftliche Angelegenheit zu Rate zu ziehen wünschten oder — in streitigen Fällen — seinen Beitritt

zu einem jener freiwilligen Schiedsgerichte erbaten, die in Galizien üblich sind und den Vorteil bieten, daß Streitfragen schnell erledigt werden und man den Advokaten spart. Da kamen Bettelmönche mit jovialen Gesichtern, kleine schüchterne Schwestern, welche für irgend ein frommes Werk sammeln gingen, arme politisch Verfolgte, die, nachdem sie in allen Häfen gescheitert, auf diesem gastfreien Boden wieder festen Fuß im Leben faßten. Da war die nie fehlende arme alte Verwandte, die sich, um ihre Finanzen im Gleichgewicht zu erhalten, drei Monate des Jahres bei ihrem lieben Johann einquartierte, sowie der unvermeidliche Vetter, der angeblich nach einer Stellung suchte, für den aber in Wahrheit das süße Nichtsthun im Hause andrer eine unwiderstehliche Anziehungskraft besaß; und so war es denn nicht verwunderlich, daß, sobald sich die Tischglocke des Schlosses hören ließ, solche Residentki — wie man diese stehenden Gäste nannte — aus allen Ecken und Winkeln herbeikamen, sich stillschweigend am untern Ende des Tisches niedersetzten und meist ein wenig vor dem Ende der Mahlzeit wieder verschwanden, ohne eine Silbe gesprochen zu haben, während die Gäste, auf die man mehr Gewicht legte, je nach Rang, Alter und Stellung — die Damen rechts, die Herren links — am obern Teile der Tafel ihre Plätze erhielten.

In der Ferienzeit erwies sich das große Schloß zuweilen für alle Familien, die mit Wagen, Pferden und Dienerschaft eintrafen, zu klein — aber solche unvorhergesehene Ueberfälle machten Johann Sawinski das größte Vergnügen.

„Seid ihr endlich einmal wieder da, meine lieben Freunde!“ rief er den Ankömmlingen entgegen; „ich glaubte schon, ihr hättet den Weg nach Biala-Gora ganz und gar vergessen. Macht euch nur keine Sorgen, es ist Platz genug — zur Not schlafen die jungen Herren auf den Heuboden. Aber erst wollen wir ihnen die Beine gelenkig machen! . . . Hurra, wir haben jetzt gerade sechs Paar bei einander! . . .“

* *
*

Mischa hatte sich an einem Nachmittage zu den Füßen des Großvaters niedergekauert und legte das Köpfchen liebkosend an sein Knie.

„Erzähle mir die Geschichte von dem Edelmanne, der so gern Gäste hatte — willst du?“ bat sie im Schmeicheltone.

Es war ein trüber, häßlicher Tag. Massen von gelben, abgestorbenen Blättern wurden in den Baumgängen vom Winde aufgewirbelt, und die mit Blumen bedeckten Chrysanthemumsträucher beugten ihre zerzausten Kronen. In dem ungeheuren Kamin brannte ein großes Holzfeuer, das, wenn der Wind sausend hineinfuhr, hoch aufsprühte und rötliche Lichter auf den blank gewichsten Fußboden warf. Durch das Fenster, welches eine melancholische herbstliche Landschaft und große, ihrer Blätter fast ganz beraubte Bäume hereinschauen ließ, erblickte man auf der Höhe eine lange Prozession von Landbewohnern mit Kreuz und Fahnen an der Spitze.

„Seht, da ist Vater Tymoftee, der die Fluren segnet,“ sagte Base Malwine, eine große, breitschulterige Dame mit sehr glänzenden Augen und stark gefärbten Wangen, welche strickend am Fenster saß. Ihre an den Schläfen flügelartig abstehenden Scheitel gaben ihr das Ansehen einer großen, voll entfalteten Blume, die kundige Botaniker sicherlich in die Ordnung der schmetterlingsblütigen eingereiht hätten.

Draußen zog die Prozession langsam weiter. Hier und da verweilte sie einige Zeit, um dem Priester Zeit zum Einsegnen eines mit Winterkorn bestellten Feldes zu geben oder in einer Ecke das kleine Kraut einzupflanzen, welches den Fluren Schutz gegen Hagelschlag gewährt. Hin und wider verfing sich der Sturm in den Chorrock des Priesters und bauschte ihn weit auf oder fegte durch die geschlossenen Reihen der Bauern, die ihre Banner nur mit Mühe aufrecht erhielten, während sie eintönig näselnd die Hymnen absangen, die in einzelnen Lauten bis zum Schlosse herübertönten.

Mischa, welche der Anblick eine kleine Weile beschäftigt hatte, kam jetzt mit der Tyrannei des verzogenen Kindes auf ihr früheres Verlangen zurück: „Erzähle mir die Geschichte von dem Edelmann, Großpapa.“

„Der Edelmann hieß Gurko und war ein vornehmer

Herr, der seiner Zeit immer offene Tafel gehalten hatte und gern vergnügte Gesellschaft um sich sah," begann Johann Sawinski, dem Drängen des Kindes nachgebend. „Aber als Gurko älter wurde, da wurden auch die Gäste seltener und seltener, und darüber grämte er sich so, daß er den Appetit verlor und mehr und mehr abmagerte . . ."

„Du vergißt, Großpapa, daß seine drei Töchter sich verheiratet hatten und man ihn deshalb vernachlässigte."

„Wenn du die Geschichte besser kennst, als ich, so brauche ich sie ja gar nicht zu erzählen."

„Sei nur nicht böse, Großpapa; ich werde ganz still sein und dich nicht wieder unterbrechen."

„Und wenn er nun den ganzen Nachmittag am Fenster gesessen hatte, um auszuschauen, ob nicht ein Schlitten oder eine Britschka die Allee heraufkäme, und wenn dann nichts kam, da rief er seinen Diener herbei und sagte: ‚Johann, ich bin sehr krank, komm und kleide mich aus' — ging verdrießlich ohne Abendessen zu Bett und kehrte das Gesicht gegen die Wand. Die Söhne aber, die sich darüber ärgerten, griffen in solchen Fällen hin und wieder zu einer List. Sie ließen auf dem Hofe mit Peitschen knallen und mit den Schlittenschellen klingeln — und bald schob der alte Gurko erst horchend einen Zipfel seiner Bettdecke zurück, machte dann ein Auge auf, fuhr erst mit einem Beine aus dem Bette, ließ dann das andre nachfolgen, kleidete sich endlich, so rasch er konnte, an und eilte in das Empfangszimmer hinunter, wo seine lachenden Söhne ihm zu der schnellen Herstellung Glück wünschten."

„Und was sagte er darauf?"

„O, er sagte gar nichts, sondern wurde nur ein bißchen verlegen. Eines Tages, als er sechs Wochen lang keine lebende Seele gesehen hatte, war er so außer sich, daß er glaubte, er sei dem Sterben nahe und seine Schwiegersöhne, sowie den Pfarrer herbeirufen ließ. Der Pfarrer war aber ein alter braver Mann, der seine Leute kannte. Er ließ also einen kleinen, niedrigen Tisch mit zwei Lichtern bringen, setzte ihn dem angeblichen Sterbenden auf den Leib und zündete die Kerzen an. Der alte Herr lag mit

geschlossenen Augen da und wartete in Ergebung der heiligen Handlung. Plötzlich aber rief der Geistliche mit vergnügter Stimme: ‚Na, Gevatter, zieht eine Karte!‘ wobei er ein vollständiges Spiel aus der Tasche zog.

„Der alte Gurko öffnete verdutzt die Augen. ‚Wie, ich — ich soll Karten spielen?‘ ‚Ja, Ihr, Ihr! . . .‘

„Der Edelmann spielte bis zwei Uhr morgens und war vollständig kuriert.“

Mischa sprang entzückt auf und drehte sich auf dem Absatze um.

„Wenn mein Großpapa einmal keinen Besuch im Hause hätte, er würde auch krank!“ rief sie schelmisch, indem sie die Hand des alten Herrn zärtlich küßte.

In diesem Augenblicke hörte man mehrere Wagen vorfahren.

„Gäste, Gäste!“ jubelte das Kind und hing sich an den Arm des Großvaters, um mit ihm den Ankömmlingen entgegenzueilen.

Fräulein Malwine war sitzen geblieben. Wehmütigen Blickes folgten ihre Augen dem Kinde, das leicht und munter wie ein Vögelchen dahinhüpfte, und dem stattlichen Greise — den beiden Wesen, welchen sie den ganzen ihre Seele erfüllenden Schatz von Zärtlichkeit widmete. Die kleine Hexe Mischa hatte nicht lange Zeit gebraucht, um das alte, einsame Herz zu erobern, und was den Schloßherrn betraf, so war er Malwines erste und einzige Liebe gewesen und geblieben — Gegenstand einer demütigen, heimlichen, mißachteten, oft gekränkten Zuneigung, die dessenungeachtet so tief und groß war, daß sie erst mit dem Leben verlöschen konnte. Wer hätte wohl dem armen, bescheidenen, unansehnlichen Mädchen, dessen einziges Streben — nachdem es die Erziehungsanstalt in Paris verlassen — dahin gegangen war, sich irgendwo als Gouvernante oder Gesellschafterin unterzubringen, eine solche innige Empfindung zugetraut, wer eine solche aussichtslose, thörichte Liebe für den reichen und glänzenden Großgrundbesitzer hinter ihrer stillen, philisterhaften Außenseite gesucht? Nach und nach war sie alt geworden; man hatte sie vergessen — aber

sie war ihren Erinnerungen treu geblieben . . . und jetzt nach so vielen Jahren, die ihr farb- und duftlos vergangen, hatte er sie in sein Haus gerufen, um ihm bei der Erziehung seiner Enkelin beizustehen. Mit fieberhafter Bereitwilligkeit war sie seiner Aufforderung gefolgt, hatte in der Eile ihre pädagogischen Kenntnisse zusammengesucht und geordnet und Gott gedankt, daß er ihren Lebensabend mit diesem Sonnenstrahl verklärte. Was verlangte sie denn weiter, als ihn zu sehen und eines Tages in Frieden unter seinem Dache zu sterben? Für sie war er noch immer der schöne, lustige Sawinski, der Held ihrer Jugend, und zuweilen, wenn er ihr den Arm bot, um sie in den Scheuern und in der Meierei umher zu führen, und Mischa mit ihren lang über den Rücken herabhängenden Zöpfen um sie her tollte, konnte sie sich auf der Vorstellung ertappen, sie seien ein altes, spät verheiratetes Ehepaar, und die sie umgaukelnde Kleine sei ihr Kind. Eine Vorstellung, bei der sie errötete, wie über einen Fehltritt, bei der ihr aber dennoch jedesmal eine wohlige Wärme im Herzen emporstieg und ihre Augen häufig mit einer schnell und verstohlen getrockneten Thräne feuchtete.

Auf diesen Spaziergängen sprach Johann Sawinski gern von Mischa.

„Eine Gelehrte wollen wir aus ihr nicht machen, Malwa,“ sagte er. „Die Logarithmen und die Namen der einzelnen Knochen unsres Skeletts braucht sie nicht zu kennen, aber sie soll alles lernen, was das Herz und die Seele einer echten Frau erhebt und veredelt. Ich hätte sie ja in eine Erziehungsanstalt, in ein Kloster bringen können — ihr Vater wünschte es sogar sehr, aber ich habe es ihm ausgeredet. Diese neue Mode, seine Kinder nicht mehr selbst zu erziehen, steht so ganz im Widerspruch mit unsrem alten polnischen Herkommen und unsren Sitten und ist mir von jeher verhaßt gewesen. Die Leute sagen mir allerdings oft genug, daß ich unrecht thue, in meinem Alter noch eine solche ernste Verantwortlichkeit auf mich zu nehmen — aber Sie, Malwa, nicht wahr, Sie tadeln und mißbilligen mich nicht?“

Sie ihn tadeln! . . . Ihr Herz fing an zu schlagen bei

dem schrecklichen Gedanken, er könne je auf die Spur des kleinen persönlichen Hintergedankens kommen, der sich in ihre Zustimmung mischte.

„Sehen Sie, Malwa," fuhr er fort, „in der Erziehungsanstalt würde das Kind zunächst jene frische, graziöse Ursprünglichkeit verlieren, worin der größte Reiz und Zauber einer Frau besteht. Die jungen Mädchen, die ich aus jenen neuen Schulen hervorgehen sehe, tragen alle denselben Stempel auf der Stirn. Sie haben alle dieselben Ansichten über eine Reihe von Wichtigkeiten und den Kopf voll unnützen Zeugs. Kehren sie ins Elternhaus zurück, so benehmen sie sich linkisch im Salon und verstehen nicht das mindeste vom Haushalt. Ich ziehe für Mischa die Erziehung im Hause mit allen ihren Lücken, Mängeln und Willkürlichkeiten der Dressur in diesen Erziehungsfabriken bei weitem vor. Besonders lassen Sie uns das Temperament und die innere Eigenart des Kindes achten und berücksichtigen. Kein starres System, das die Originalität des Charakters schädigt, nichts künstlich Aufgepfropftes, nichts nur um des einmal Hergebrachten willen! . . . Mischa soll vor allem lernen, was zum Leben gehört — die ihr angeborene weibliche Neugier wird sie dann schon weiter führen und ihre Anschauungen erweitern."

Und mit welchem Eifer hatte sich Malwine dieser Aufgabe gewidmet! Mit welcher Aufmerksamkeit beobachtete sie alle Wandlungen und zarten Entwicklungsdurchgänge des Kindes! Mit welcher Liebe und Hingebung überdachte sie alles das, während sie jetzt langsam die Maschen ihres Strumpfes aufnahm.

Ein junger Diener trat ein.

„Wie viel Gäste haben wir heute abend zu Tisch, Iwas?" fragte sie.

„Fünf, gnädiges Fräulein. Den Possessor von Bembowitsch, Herrn von Talarski, den alten Brummbär, Herrn von Mirski, der schon im Hause herumgewettert und geflucht hat, wie ein . . ."

„Machen Sie keine solchen Bemerkungen, Iwas," unterbrach ihn Fräulein Malwine streng.

„Dann ist da noch Seine Ehrwürden, der Kaplan von Ludka, und unser ruthenischer Geistlicher," fuhr der junge Mensch in gehaltenerem Tone fort. „Er hat eben die Felder gesegnet und ist eingetreten, um den gnädigen Herrn zu begrüßen. Die Bauern erwarten ihn draußen im Park."

„Gut, sie sollen einen Schluck Branntwein haben. Schicken Sie mir den Koch her."

Viertes Kapitel.

Mischa war den Gästen nicht ins Rauchzimmer gefolgt. Sie hockte auf einer Fensterbank und unterhielt sich damit, die zerstreuten Gruppen der zur Prozession gehörenden Bauern zu beobachten, welche die Rückkehr ihres Geistlichen erwarteten.

Der Sakristan saß sehr unbequem auf einem Steinhaufen und hielt ehrfürchtig das auf einer Stange befestigte Reliquienhäuschen im Arme, das ihm der Wind jeden Augenblick zu entreißen drohte. Die Fahnenträger waren ebenfalls in großer Not. Der heilige Georg, der oberste Schutzpatron Galiziens, hatte große Neigung, sich in die Aeste eines über und über mit roten Beeren bedeckten Berberitzenstrauches zu verwickeln, und ein langbärtiger heiliger Nikolaus schlug mit aller Gewalt gegen die Fensterscheiben des Dwur. Die Bauern sahen müde aus und schienen ungeduldig, wieder nach Hause zu kommen. Aus dem Rauchzimmer, wo die Gäste des Schlosses versammelt waren, ertönte der Lärm lauter Stimmen, und wenn sich hin und wider die Thür öffnete, erblickte man in einer fast undurchdringlichen Atmosphäre von Tabakrauch, in welcher die brennenden Kerzen nur wie Glühwürmchen erschienen, die gewaltigen Umrisse auf und ab schreitender und heftig gestikulierender Männer.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft. Im Augenblicke war es die Stimme des Possessors von Bembowitsch, die alle andern übertönte. Mit seiner quabblichen Gestalt, den flatternden Haaren, der Raubvogelnase, der dröhnenden

Stimme war er das Urbild jener kleinen galizischen Krautjunker, die, halb Land- halb Stadtbewohner, eine wahre Leidenschaft haben, sich mit Politik zu beschäftigen, sich stets in den Tag hinein für die vorgeschrittensten Ansichten begeistern, schreien und donnern, ohne zu wissen warum, und trotz ihrer eignen friedlichen Lebensgewohnheiten und ihrer guten und reinen Absichten mehr Uebles als Gutes stiften.

Im Moment waren es die Gemeindewahlen, um die er sich erhitzte.

„Wie so, mein sehr geehrter Herr Großgrundbesitzer," schrie er den eleganten Talarski, einen armenischen Edelmann, an, der eben zum Ortsvorstande seines Dorfes gewählt war. „Sie erklären alle Bauern für Dummköpfe, während sie Ihnen doch erst gestern durch ihre Wahl den Beweis des Gegenteils gegeben haben!"

Der neue Ortsvorstand zuckte die Achseln.

„Erlauben Sie mir einen Augenblick, mein werter Herr! Werden Sie nicht ungeduldig, sondern hören Sie erst, wie ich gewählt wurde," sagte er. „Wir hatten sechzehn Beisitzer und einen Vorstand zu wählen. Der Starost fragte den ersten der Wähler: ‚Wem gibst du deine Stimme?' Der Mann nannte einen Namen und alle andern riefen, indem sie vorüber defilierten: ‚Ich wähle denselben, ich wähle denselben!' ... Nachdem der Wahlgang geschlossen war, befand ich mich nicht unter den Gewählten, dagegen aber waren unter den siebzehn Auserkorenen drei, ein Jude und zwei Bauern, welche wegen Diebstahls hinter Schloß und Riegel saßen. Voll Empörung erklärten der Geistliche und der Starost diese Wahlen für ungültig, und da sonst niemand zur Hand war, wurde ich auserſehen, an Stelle eines der Diebe einzutreten."

Ein schallendes Gelächter folgte der Erzählung.

„Was beweist das?" brummte Bembowitsch.

„Es beweist gar nichts, als daß man die armen Teufel besser hätte belehren und unterrichten sollen!"

Der alte Mirski sprang in die Höhe.

„Was sagen Sie da? ... Man soll sie unterrichten? ... Wohl damit sie hernach, wie bei mir, die Branntweinquit-

tungen fälschen können! ... Oder damit die jungen Dirnen Liebesbriefe an ihre Galane schreiben! ... Donnerwetter, ehe man sie unterrichtet, sollte man damit anfangen, ihnen Moral beizubringen. ... Aber was geht euch die Moral an. ... Ihr wollt die armen Teufel ja nur zu Euerm eignen Nutzen ‚frei machen‘, wie Ihr das nennt. Sie sollen lesen lernen, damit Ihr sie mit Euern sozialdemokratischen Schriften vergiften könnt ... denn Sie sind ein Sozialdemokrat, mein Herr Bembowitsch — sind sogar Mitarbeiter an dem Lemberger Schandblatte ‚Revolver‘.“

„Man nennt diese Herren Pächter Possessor, d. h. Besitzer, wahrscheinlich, weil sie eben nichts besitzen,“ spöttelte in französischer Sprache der vornehme Talarski. „Sie sind Revolutionäre, weil sie nichts zu verlieren haben!“

„Bitte, meine lieben, lieben Freunde, lassen wir diese Lappalien und wenden wir uns ernstern Dingen zu!“ mischte sich der Wirt ins Gespräch. „Wenn wir uns bei so unnützen Streitigkeiten aufhalten, sehe ich's kommen, daß wir mit unsrem Robber nicht vor dem Abendessen fertig werden. Kommen Sie, Herr Pfarrer, Sie spielen aus!“

„Coeur-Bube!“

„Da haben Sie den König!“

„Erlauben Sie, Herr Pfarrer, die Karten sind vergeben.“

Herr von Talarski warf seine Karten ärgerlich auf den Tisch: „Lächerlich — ich hatte ein vortreffliches Spiel in der Hand.“

Währenddem war die Thür weit aufgerissen worden und der Diener hatte zwei Männer eingelassen. Der eine war der Advokat Jasowitsch, ein großer, düstrer Mann, mit öliger Hautfarbe und den Augen einer Bulldogge. Der andre, klein, untersetzt, kahlköpfig, mit karmoisinrotem Gesicht, lang herabfallendem Schnurrbart, im faltigen, in der Taille sehr fest zusammengezogenen polnischen Rock und weißem, breit umgeschlagenem Hemdkragen, war Herrn von Mirskis Verwalter, Kaspar. Er platzte herein wie eine Bombe.

„Ich falle ihnen unterthänigst zu Füßen, meine allergnädigsten Herrn. Verzeihen Sie mir, wenn ich störe, aber ich habe eine solche ungewöhnliche Neuigkeit zu bringen ...“

Sämtliche Anwesenden waren aufgesprungen.

„Und ich wollte doch gern der Erste sein, der es meinem gnädigen Herrn mitteilt . . .“

Mirski, der ungeduldig und schlechter Laune war, warf dem Manne einen wütenden Blick zu: „Na, was ist denn los? Heraus damit, du Dummkopf! Was, zum Teufel, hast du mir zu sagen? Welche Neuigkeit bringst du?“

„Eine gute! . . . Eine sehr gute, gnädiger Herr! Euer Gnaden werden sich wohl noch an den belgischen Ingenieur erinnern, der im vorigen Jahre auf der Besitzung des Grafen Grabowski Petroleum entdeckte? . . . Nun der kam vorhin zu mir. Er behauptet, daß auf den Ländereien Eurer Gnaden ungeheure Schätze von Petroleum zu heben wären, und bittet um die Erlaubnis, Untersuchungen anzustellen.“

„Untersuchungen — Untersuchungen! Bist du bei Trost, du Schelm? . . . Um mir das zu sagen hast du ein Pferd zu Schanden geritten! Daß dich die Pest! . . . Und es ist wirklich hübsch von dem Herrchen aus Belgien, daß er mich um Erlaubnis bittet, meinen Grund und Boden zu durchwühlen, als ob ich auch nur das Recht hätte, ihm das zu verweigern! Als ob nach den schönen Beschlüssen des Reichsrates nicht jeder Bauernlümmel berechtigt wäre, unter dem Vorwande nach irgend einem Material zu suchen, unsre Fluren um und um zu wühlen, vorausgesetzt, daß er die ihm von der Regierung auferlegte Steuer zur bestimmten Frist pünktlich zahlt? . . .“

„Das ist ganz richtig, Euer Gnaden — aber, wenn Petroleum gefunden wird, so bekommen Euer Gnaden fünfzig Prozent, und das ist ja ein Vermögen! . . . Der belgische Ingenieur hat mir alles erklärt und es ist auch gar nicht schwer zu begreifen. Ein ganzer großer Strich unsrer Ländereien soll petroleumhaltig sein. Wir haben die kleinen, in allen Farben schillernden Fetthäutchen, die sich auf unsern Bächen und Wassertümpeln bilden, auch immer gesehen, haben aber nicht darauf geachtet und den Wert nicht gekannt. Das ist ja alles ausgeschwitztes Petroleum! . . .“

Alle Hände streckten sich Mirski entgegen, um ihn zu beglückwünschen; aber er wehrte sie ingrimmig ab und hörte

nicht auf, gegen den Verwalter, den belgischen Ingenieur und gegen alle Entdeckungen im allgemeinen zu wettern.

Inzwischen hatte sich der Advokat Yasowitsch leise und geschmeidig an ihn herangeschlichen.

„Wenn Kaspar, der alte Narr, auf mich gehört hätte, würden Ihnen diese Aufregungen erspart worden sein," sagte er mit beruhigender, einschmeichelnder Stimme. „Verlassen Sie sich nur ganz auf mich; ich werde schon alles abmachen und mit dem Ingenieur verhandeln."

„Was ich am meisten fürchte," geiferte Mirski weiter, „ist, daß aus meinem Dorfe ein Arbeiternest werden wird — eine Brutstätte des Sozialismus! ..." setzte er, einen wütenden Blick auf Bembowitsch werfend, hinzu.

Aber der in seiner öligen Weise immer beschwichtigende Advokat beruhigte ihn auch darüber. Der Petroleumdistrikt lag mehr nach dem waldigen Bergabhange zu, das heißt, sehr weit vom Dorfe ... man konnte fremde Arbeiter heranziehen, u. s. w.

Nur Kaspar vermochte noch nicht, sich zu beruhigen.

Er war in halsbrechender Eile herübergejagt, weil er glaubte, er würde seinem gnädigsten Herrn eine Freude bereiten, und nun wurde ihm so schlechter Dank! Na, wenn der junge Herr Konrad es erführe, der würde sich gegen das Geschenk, das ihm der Himmel machte, nicht so unwirsch auflehnen.

Herr von Talarski stieß den Geistlichen mit dem Ellbogen an.

„Das glaube ich, der junge Herr wird nicht schlecht jubilieren," sagte er. „Der Alte soll ihn gehörig knapp halten."

„Wo ist er denn jetzt?"

„In Lemberg, wo er auf den Ingenieur losstudiert. Es scheint, daß er es auf dem letzten offiziellen Balle fertig gebracht hat, beim Tanzen mit der Frau des Gouverneurs hinzufallen — und das hat ihn sehr gefördert. Die Weiber reißen sich förmlich um ihn."

„Aber er ist ja kaum zwanzig Jahre alt! ..."

„Gerade deshalb ... mein guter, unschuldiger Herr Pfarrer! ..."

Das Gespräch wurde durch die laut schallende Stimme des Hausverwalters unterbrochen, der die Gesellschaft zu Tisch rief.

„Wir wollen auf Ihr Wohl und Ihr gutes Glück trinken, Mirski!" rief Johann Sawinski, indem er die Gläser bis zum Rande mit Tokaier füllte. „So und nun stoßen wir auf unser Vaterland, auf Galizien — seine industrielle und moralische Entwicklung an. Wir wollen keine Rückschrittler sein, meine lieben Freunde, und der Glücksgöttin nicht zürnen, wenn sie unsrem armen Lande auch einmal lächelt."

Nachdem der alte Herr sich niedergesetzt hatte, sagte er, schmerzlich den Kopf schüttelnd, zu seiner Nachbarin Malwine: „Sie begreifen nichts ... gar nichts. Keiner von allen versteht unsre Zeit und das, was sie von uns fordert ..."

Der geräuschvolle Eintritt eines neuen mit freudigen Zurufen begrüßten Gastes ließ ihn wieder aufblicken.

„Zaremba!"

„Papa!"

Mischa war purpurrot geworden. Die unerwartete Ankunft ihres Vaters brachte sie aus Rand und Band. Stürmisch warf sie sich in seine Arme.

„Bleibst du nun immer hier?" fragte sie.

Zaremba küßte seine Tochter etwas eilig; dann wandte er sich mit freundlicher Herablassung zu den übrigen Anwesenden, um ihnen die Hände zu schütteln oder ihre Umarmungen zu erwidern.

Als er Mirski bemerkte, streckte er ihm beide Hände entgegen.

„Sie hier, lieber Freund? Gestatten Sie mir, Ihnen herzlich Glück zu wünschen. Ich habe soeben mit Ihrem Ingenieur gesprochen — Sie sind ja auf dem besten Wege zum Millionär! Sie werden Ihrem Distrikt eine ganz neue Gestaltung geben und es bald den großen Bergwerksgebieten gleich thun. Ihr Ingenieur sagte mir ..."

Hier unterbrach ihn Mirski, der vor Zorn fast erstickte: „Zuerst lassen Sie sich sagen, mein verehrter Herr Zaremba, daß von ‚meinem' Ingenieur noch gar nicht die Rede sein kann," begann er in galligem Tone. „Zweitens

beruhen alle diese Geschichten auf niederträchtiger Erfindung! ..."

Alle erhoben die Stimmen, um ihm zu widersprechen.

„Ha ... ha! ... Wenn Sie erst Millionär sind, werden Sie schon anders sprechen! ... Auf Ihr Unternehmen!" klang es wirr durcheinander, während man vergnügt die Gläser zusammenstieß.

Ein Diener war zu dem ruthenischen Priester getreten. „Verzeihung, hochwürdiger Vater," begann er so laut, daß alle es hören konnten, „aber die Bauern möchten wissen, ob sie nach Hause gehen dürfen."

„Was, sind denn die dummen Teufel noch da?" fragte Tymoftee.

„Hoffentlich hat man ihnen wenigstens Schnaps gegeben?" fragte der Hausherr.

„Ja, Euer Gnaden," gab der Lakai mit kaum unterdrücktem Lachen zur Antwort. „Ich glaube sogar, sie haben etwas zu viel bekommen, denn sie sehen mir alle aus, als könnten sie nicht mehr recht auf den Beinen stehen. Der, welcher den heiligen Nikolaus trägt, geht wenigstens mehr auf den Knieen, als auf den Füßen und mit den andern steht's nicht viel besser."

Neugierig eilten alle an die Fenster.

Auch Vater Tymoftee erhob sich. Er war etwas verlegen, denn er hatte in der That seine getreue Herde völlig vergessen gehabt. Schweren Schrittes ging er nach der Veranda — der verräterische Tokaier war auch ihm in die Beine gefahren — und öffnete die Thür. Die kalte Nachtluft berührte ihn, der aus dem warmen Speisesaal hinaustrat, mit unangenehmer Schärfe. Die Prozession war allerdings, wenn auch in kleine Gruppen aufgelöst und verstreut, noch da.

„Wollt ihr wohl machen, daß ihr fortkommt, ihr versoffenen Lümmel!" donnerte er den Leuten zu.

In einigen Sekunden hatte sich der Zug notdürftig geordnet, aber leider war er weit entfernt, den frühern wohlgefälligen Anblick zu bieten. Von den Fenstern des Schlosses aus konnte man sehen, wie die ziemlich aufgelösten Reihen, die Kirchenbanner voran, in hellem Mondlicht dahinschwankten

und sich nach und nach im Schatten der Nacht verloren, während Tymoftee in gedämpftem Tone murmelte: „Gott mit euch, meine Kinder! Ziehet hin in Frieden!"

Fünftes Kapitel.

Am andern Morgen gegen neun Uhr hatte Johann Sawinski — nachdem er seinen Morgenritt beendigt — trotz des dicken, weißen Reifes, welcher die Ufer bedeckte, sein alltägliches Bad im Flusse genommen und war, als er dem Wasser entstieg, nicht wenig verwundert, seinen Schwiegersohn am Ufer auf und ab spazieren zu sehen.

„Holla! Mein lieber Stanislaus, du bist ja heute sehr früh aus den Federn. Brennt's vielleicht irgendwo?" rief der alte Herr, indem er sich die Wassertropfen aus den Haaren schüttelte.

„Ich konnte nicht mehr schlafen."

„Du bist doch nicht krank?"

„Nein, nicht krank — es geht mir nur etwas im Kopfe herum. Wenn du willst, sprechen wir später davon."

Er hatte dies in sehr ernstem Tone gesagt.

„So viel du immer Lust hast, mein Sohn," entgegnete Sawinski zerstreut. „Nach dem Frühstück haben wir Zeit."

Plötzlich aber schien ihn ein Schrecken zu packen.

„Du willst mir doch nicht etwa Micheline fortnehmen?" fragte er.

Der Bankier antwortete mit einer unbestimmten Handbewegung, bei welcher sich die Stirn seines Schwiegervaters umwölkte.

„Wohl, wohl," murmelte er, sich innerlich gegen seine Aufregung wappnend. „Vor allem wollen wir uns durch ein Frühstück stärken, dann können wir von ernsten Dingen sprechen."

Im Speisesaal fanden sie Fräulein Malwine bereits am Frühstückstische. Ihr zur Seite summte und brodelte ein ungeheurer kupferner Samowar — die hier überall gebräuch-

liche russische Theemaschine — auf welchem, vom Dampfe des kochenden Wassers umgeben, eine rote irdene Theekanne stand. Der Tisch war ringsum mit Schüsseln besetzt, welche in appetitlichster Weise rosige Lachsschnitten, geräucherte Gänsebrust, Kaviar, Salate u. s. w. boten, während in der Mitte ein gebratener Wildschweinsrücken einer Schüssel mit warmen Krakauer Würstchen gegenüberstand. Köstliche kleine, braune, mit Mohn oder Salz bestreute Brötchen lagen, zu Haufen aufgetürmt, in Körben von Silberfiligran und dazwischen hoben sich, gefällig geordnet, Schalen von blitzendem böhmischen Krystall in kräftigen bunten Farben, gefüllt mit köstlich frischer, goldiger Butter und eingekochten Fruchtsäften, von dem weißen Tischtuche ab. Ein Diener in blauer Livree servierte geräuschlos.

Mischa, welche seit gestern abend sehr aufgeregt war, vermochte kaum ruhig auf ihrem Platze sitzen zu bleiben.

„Glaubst du, Tante, daß er für lange Zeit gekommen ist?“ fragte sie immer wieder.

Als der Vater eintrat, flog sie ihm freudestrahlend entgegen, um ihm die Hand zu küssen.

„Zuerst ein Gläschen Branntwein,“ rief der Großvater, der hinter ihm hereinkam. „Na, Stas, thu' mir Bescheid, du wirst doch zum Teufel nicht verlangen, daß ich mit meinem Spiegelbilde anstoße!“

„Ich bitte um Entschuldigung, lieber Papa, aber ich trinke morgens niemals Branntwein.“

„Ach, dummes Zeug, nichts als dummes Zeug! Zu meiner Zeit schadete ein Gläschen Schnaps keinem Menschen etwas! Da ist Korn, Kümmel, Slibowitz . . .“

Vergnügt setzte man sich zum Frühstück; zufällig war nicht ein einziger fremder Gast, nicht ein einziger Residentki anwesend, der den vertrauten Familienkreis gestört hätte.

Der Hausherr hatte einen gewaltigen Hunger mit heimgebracht.

„Ich weiß nicht, was die Leute drüben über der Grenze essen,“ bemerkte er, „aber ich weiß, daß nach einem ordentlichen Ritt nichts über eine Schüssel unsrer Bachforellen in Gallert geht.“

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, stand Mischa auf, schlich sich leise hinter ihren Vater und hielt ihm mit ihren kleinen Händen die Augen zu.

„Rate, Papa, was ich in deinem Reisenecessaire gefunden habe. . . . Das Bildnis einer Dame! . . . Es ist kein Bild von Mama, aber sie ist sehr hübsch . . . nur häßliche Augen hat sie."

Zaremba runzelte die Stirn. Er ärgerte sich offenbar.

„Weißt du, wie man kleine neugierige Mädchen nennt, die alles anfassen und überall herumstöbern?" sagte er mit strengem Blicke zu Mischa, die über und über rot wurde. „Man nennt ein solches Kind einen kleinen Vorwitz!"

Der Vorgang hatte auf alle verstimmend gewirkt und vergebens suchte Malwine das Gespräch wieder in Gang zu bringen.

Mischa, die sich in ihrer kindlichen Eigenliebe tief verletzt fühlte, hatte sich an die Seite des Großvaters zurückgezogen und gab sich den Anschein, als unterhalte sie sich mit ihm sehr angelegentlich.

„War meine Mama sehr schön, Großpapa?"

„Ja, sie war sehr schön."

„Wie alt war sie, als sie sich verheiratete?"

„Zweiundzwanzig Jahr."

„Da ist sie ja schon recht alt gewesen . . . Und wie alt war Papa?"

„Dreißig Jahr."

„O, da ist Papa ja . . ."

Der Bankier unterbrach sie gereizt.

„Die Kleine nimmt sich merkwürdige Freiheiten heraus," sagte er. „Nennt man das liberale Erziehung, Schonung der Eigentümlichkeiten und so weiter, so muß ich offen gestehen, daß ich kein Anhänger des Systems bin."

Diesmal war die Reihe, sich beleidigt zu fühlen, an Cousine Malwa. Sie erhob sich.

„Ich werde das schlecht erzogene Kind fortbringen," sagte sie. „Komm, Mischa!"

Mit der einen zitternden Hand ergriff sie die Kleine, während sie mit der andern die Falten ihres Kleides aufbauschte.

Die beiden Männer waren ebenfalls aufgestanden.

„Mein guter Stas, du wirst es mit Malwine bald verderben, wenn du an ihrer Mischa etwas auszusetzen findest,“ sagte der alte Herr. „Wollen wir ins Rauchzimmer gehen?“

Dabei hatte er seinen Arm vertraulich in den des Bankiers gelegt.

So neben dem Schwiegersohne stehend, überragte er diesen um ein gutes Stück. Seine mächtige, athletische Gestalt zeigte in der fest zugeknöpften, reich verschnürten, schwarzen Czamarka ihre volle Muskelkraft und Schulterbreite. Kragen und Gürtel des kleidsamen polnischen Rockes waren mit Agraffen von dunklem Achat in alter silberner Fassung geschlossen und mit seinem sonnenverbrannten Gesicht und seinem schönen offnen Lächeln, das sich in den Augen der mit ihm Verkehrenden zu spiegeln schien, machte der alte Herr in Kraft und Milde den Eindruck eines Weltweisen des Altertums.

Zaremba glich ihm nicht. Er war glatt, elegant un. nervös wie ein Stadtbewohner und ein gewisser Zug um den Mund, sowie die Falte, welche die Stirn von oben nach unten durchschnitt, drückte seinem ovalen, aristokratischen Kopf den unverwischlichen und unverkennbaren Stempel des Geschäftsmannes auf.

Beide traten in das Rauchzimmer. Ein Diener brachte Cigaretten, setzte die türkische Pfeife seines Herrn in Brand und zog sich dann zurück.

Stanislaus hatte rittlings auf einem Stuhl Platz genommen, strich sich den goldgelben Bart und starrte schweigend ins Feuer.

„Nun, Stas, heraus damit. Du bist gekommen, um Mischa zu entführen. Ihre Erziehung gefällt dir nicht, obgleich ich meine, daß sie, seitdem die deutsche Gouvernante uns verlassen hat . . .“

Der Bankier erhob den Kopf, als erwache er aus einem Traume.

„Eine Schule oder ein Pensionat würde ihr allerdings sehr gesund sein,“ sagte er. „Ihr verzieht mir hier das

Kind, wenn du mir das nicht übelnehmen willst, über alle Maßen."

„O, damit ist's gar nicht so schlimm, wie du glaubst."

„Ich wollte eigentlich auch nicht über Mischa mit dir sprechen, Papa," fuhr der Bankier fort, „sondern über eine Angelegenheit, die mir sehr peinlich ist, denn ich weiß im voraus, daß sie dich unangenehm berühren wird . . ."

Der alte Herr unterbrach ihn.

„Du weißt, daß du frei von der Leber weg mit mir reden kannst," sagte er herzlich.

„So höre denn! Das Alleinsein fängt an mir drückend zu werden, ich möchte mich wieder verheiraten."

Johann Sawinski hielt dem Schwiegersohne die breite Hand hin.

„Darum keine Feindschaft, ich weiß aus eigner Erfahrung, wie schwer und hart es ist, einsam alt zu werden. Wie heißt denn deine Auserwählte?"

„Helene Walinska."

Der Bankier hatte die beiden Worte mit einer Emphase ausgesprochen, über die der Greis lächeln mußte. In der bloßen Betonung des Namens sprach sich sowohl leidenschaftliche Anbetung und Bewunderung, wie die Selbstgefälligkeit des eiteln Mannes aus, der sicher war, durch seine Wahl Neid zu erregen.

„Hat sie dir schon das Jawort gegeben?" fragte der alte Herr etwas nachdenklich.

„Nein . . . noch nicht; . . . das heißt, die Mutter unterstützt meine Bewerbung."

„Ja, die Mütter, die sind immer einverstanden, behalten sich aber vor, die Beute sofort wieder fahren zu lassen, wenn ihnen ein größerer Fisch ins Netz geht," bemerkte Johann Sawinski etwas melancholisch. „Wie hast du sie kennen gelernt? Erzähle mir von ihr."

Stanislaus war gerührt.

„Du bist sehr gut gegen mich," sagte er, dem Schwiegervater die Hand drückend. Dann eröffnete er ihm sein Herz, wie er es vielleicht nie gethan. Er erzählte ihm von der Schönheit Helenes, von ihrer unwiderstehlichen Grazie und

Liebenswürdigkeit, von dem seltsamen Zauber, der von ihr ausging. Sie gehörte zu einer ehemals ungeheuer reichen, aber durch die Thorheit des Vaters zu Grunde gerichteten Familie aus der Ukräne. Die Gräfin, jetzt Witwe, konnte der jüngsten ihrer Töchter nicht die Mitgift geben, welche die älteren empfangen hatten, und zog mit ihr, in der Hoffnung, einen Mann für sie zu finden, von Ort zu Ort. In Lemberg, wo sie sich bei der Marschallin Danikowska, einer nahen Verwandten, aufhielten, verbrachten die Damen schon den zweiten Winter.

„Und das junge Mädchen hat dich lieb?" fragte der alte Herr.

Auf der Stirn des Bankiers bildete sich eine Falte.

„Das weiß ich eben nicht," entgegnete er. „Junge Mädchen sind so rätselhafte Geschöpfe."

Dabei zog er aus seiner Brieftasche die Photographie, welche Mischa diesen Morgen gefunden hatte, und reichte sie seinem Schwiegervater. Dieser nahm sie, lehnte sich in seinem Lehnstuhle zurück und betrachtete das Bildnis aufmerksam.

Dicht neben ihm an der Wand hing das Profilbild seiner Tochter, die als junges Mädchen gezeichnet, sanft und unschuldig aus dem schwarzen Rahmen herauslächelte, und unwillkürlich wanderten seine Augen vergleichend von einem der jungen Köpfe zum andern.

Stanislaus war wieder in seine Träumereien versunken. Eine Welt voll Phantasiegebilden und Erinnerungen stürmte auf ihn ein. Zuerst erblickte er Helene, wie sie geschmeidig und unfaßbar, das Pelzmützchen kokett auf die braunen Locken gedrückt und mit herausfordernden Augen und etwas spöttisch lächelndem Munde auf dem Eise an ihm vorüberglitt.

Dann sah er sie im Wirbel eines Walzers, in dem er sich, vor Aufregung bebend, mit ihr im Kreise drehte, während der Kronleuchter den glänzenden Atlas ihrer herrlichen Schultern mit mildem Lichte übergoß.

Warum sollte sie nicht sein werden? Er stellte sich die Frage beinahe zornig. Welcher unter den jungen Leuten,

die ihr den Hof machten, konnte als ernster Bewerber gelten? Aber vielleicht liebte sie einen von ihnen? Der Gedanke machte ihn elend; wütende Eifersucht stieg in seinem Herzen empor; es war ihm, als ob irgend etwas in seiner Seele zerrisse, und er fuhr sich mit beiden Händen nach der Stirn.

„Ich bin rein toll — bin verliebt wie ein achtzehnjähriger Knabe!“ sagte er sich selbst.

Jetzt gab ihm der alte Herr die Photographie zurück.

„Der Schritt, den du thun willst, ist ein sehr ernster und ich fürchte, meine Ratschläge würden dir nicht viel nützen,“ sagte er. „Deshalb möchte ich dich auch nur an die weisen Worte unsres Philosophen Nicolas Rey erinnern: ‚Wenn du heiraten willst, so überlege das reiflich, denn es handelt sich dabei nicht nur um ein Paar neue Aermel, sondern um einen ganzen polnischen Rock‘.“

Und da Stanislaus keine Antwort gab, fuhr er fort: „Laß uns nun aber auch von Mischa sprechen! Hast du an sie gedacht? Dein Entschluß wird sie sehr unglücklich machen, denn sie hat dich leidenschaftlich lieb und der einzige Schatten, der auf ihrem Leben liegt, ist der, dir ferne zu sein. Die plötzliche Nachricht deiner Wiedervermählung würde vielleicht eine sehr nachteilige Wirkung auf sie hervorbringen.“

Zaremba hatte seine Fassung wieder gewonnen.

„Ich habe die Absicht, das Kind nächstens einmal nach Lemberg zu holen. Ich will sie den Damen vorstellen, die den Wunsch ausgesprochen haben, sie kennen zu lernen.“

„Damit bin ich vollkommen einverstanden,“ sagte der alte Herr.

Sechstes Kapitel.

In dem großen, von Armleuchtern erhellten Salon der Marschallin Danikowska saßen zwei Damen, die sich leise unterhielten.

„Ich begreife nicht, was dir an der Partie eigentlich mißfällt, Anna,“ sagte die eine. „Ich, die Mutter, bin viel

weniger schwierig, als du. Versprich mir wenigstens, der Sache keine Hindernisse in den Weg zu legen. Was hast du an dem Bankier auszusetzen?“

„Ich meinesteils nicht das Geringste,“ entgegnete die ältere Dame, während sie gedankenvoll auf die mit Schnee bedeckten Buchen des Gartens hinausblickte, deren Aeste und Wipfel so ruhig im Mondschimmer dalagen, als ob sie schlummerten. „Er ist ein ehrenwerter Mann — ich denke nur an Helene und ob sie in dieser Ehe auch glücklich sein würde. Du darfst nicht vergessen, daß Zaremba Witwer ist und eine Tochter hat. Das sind gleich ernste Pflichten und ich weiß nicht, ob Helene diesen gewachsen ist.“

„Meine Tochter hat im Kloster zum heiligen Herzen in X. eine vortreffliche Erziehung genossen, ...“ entgegnete Gräfin Wanda in gereiztem Tone. „Ich habe nichts gespart ...“

In diesem Augenblicke flog eine Thür auf und ein schlankes junges Mädchen mit aufgelöstem Haar, in einen großen Shawl eingewickelt, stürmte herein wie ein Windstoß.

„Ihr habt eben von mir gesprochen,“ rief sie. „Ja, ja, leugnet nur nicht — ich würde jede Wette darauf eingehen. Ihr seht ganz aus, wie ein paar Verschworene. ... Aber ich bin gekommen, euch zu sagen, daß wir, ich und die andern, da heute gerade Andreasabend ist, uns vorgenommen haben, Wachs zu gießen, und daß wir dabei nicht gestört sein möchten.“

„Aber du weißt doch, Halka, daß Herr Zaremba jeden Augenblick kommen kann und daß er uns heute sein Töchterchen bringen will,“ sagte die Gräfin sehr ärgerlich.

Helene wickelte sich mit einer großartigen Bewegung in ihr Plaid. „Was geht das mich an, Mama, ...“ rief sie lustig und lief, ohne weiter auf die mütterlichen Klagelieder zu hören, lachend davon.

In dem Zimmer, worin die jungen Mädchen sich aufhielten, sprachen alle auf einmal. Auf einem Seitentischchen standen kleine Schalen, Löffelchen, halbgeleerte Schachteln und Büchsen mit orientalischen Süßigkeiten, mit Halva, einer Mischung aus Honig und gestoßenen Nußkernen, Maka-gigi,

einer Melange aus Honig und Mohn, und Gläser mit Rosenlimonade.

Aus dem Nebenzimmer, wo Helene ihre Toilette beendigte, hörte man die Stimme des jungen Mädchens, welche ihre Dienerinnen ausschalt.

„Schneller, schneller, Mania — reiche mir Stecknadeln — das Lockeneisen. Schnür mir die Stiefel zu, Irene — fester, fester, dummes Ding!“

Eine andre kleine Dienerin erschien in der Thür: „Komtesse Helene, Herr von Zaremba mit einem kleinen Fräulein befindet sich im Salon.“

„Wie, schon jetzt! Gut, gut, Mama ist ja da, um ihn zu empfangen.“

„Die gnädige Gräfin lassen Komtesse Helene bitten, sich etwas zu beeilen.“

„Willst du dich mit deinen impertinenten Bestellungen gleich davon machen, du unverschämte, kleine, dumme Gans!“ rief Helene. „Sage Mama nur, ich würde nicht in den Salon kommen — hörst du!“

Der ganze Trupp neugieriger junger Mädchen war aus dem Nebenzimmer herbeigeeilt.

„Was gibt's? ... Was ist los? ...“ fragten sie alle durcheinander.

Helene, die vor dem Spiegel stand, beantwortete ihre Fragen nur durch eine ungeduldige Gebärde, aber die tollen hartnäckigen Kindsköpfe ließen sich nicht so leicht abweisen.

„Antworte! — Gleich antworte! Sage, wer im Salon ist und wen du nicht sehen willst.“

Dabei umschlangen sie Helene mit den Armen und beugten sich kokett gegen den Stellspiegel vor, in welchem die blühenden Gesichter aussahen, wie ein Rosenstrauß, der sich im Wasser spiegelt.

Gräfin Wanda war währenddem eingetreten. Sie hielt ein kleines Mädchen an der Hand.

„Da ist Micheline Zaremba,“ sagte sie. „Ihr Vater wird später wieder kommen, um sie abzuholen.“

Die Kleine ging ohne Verlegenheit auf Helene zu.

„Dich kenne ich schon,“ sagte sie. „Ich habe dein Bild in Papas Reisenecessaire gesehen.“

Helene wurde rot und biß sich in die Lippen; ihre Gefährtinnen lächelten sich verständnisvoll zu.

„Bist du zum erstenmal in Lemberg?“

„O nein. Ich bin nach Mamas Tode noch ein Jahr bei Papa geblieben,“ gab das Kind mit großem Ernst zur Antwort.

Die Gräfin hatte sich inzwischen entfernt.

„Nun laßt uns wieder ins andre Zimmer gehen,“ rief ein schlankes, blondes Mädchen. „Wenn wir das Andreas-Orakel befragen wollen, ist's die höchste Zeit.“

Der kleine Salon hatte inzwischen die notwendigen Veränderungen erfahren. Man hatte ein geheimnisvolles Halbdunkel hergestellt. Nur eine einzige in der Ecke aufgestellte Lampe, die zum Teil mit grüner Gaze verhängt war, verbreitete ein dämmerndes Licht in dem Raume, während sie nach der unbeschatteten Seite hin die kahle Wand hell beschien. Auf dem Mitteltische stand auf einer Spiritusflamme ein silbernes Pfännchen und darin brodelte geschmolznes Wachs. Daneben stand eine elegante silberne, innen vergoldete, mit einem Wappen verzierte und mit klarem, kalten Wasser gefüllte Schale.

Die jungen Mädchen stellten sich in erwartungsvollem Schweigen rings um den Tisch auf.

Mischa, ganz hingenommen von der Feierlichkeit der Sache, folgte mit gespannter Aufmerksamkeit allen Vorgängen, denen das blaue Licht der Spiritusflamme einen noch unheimlichern Anstrich gab. Endlich ergriff eines der jungen Mädchen die kleine Pfanne, mit dem kochenden Wachs, und goß dies rasch in die Wasserschale.

Der Augenblick war ein sehr feierlicher. Das Wachs gerann nach und nach und nahm während des Erstarrens phantastische Formen an. Nachdem es ganz hart geworden war, hob das junge Mädchen das Klümpchen mit vorsichtiger Hand aus dem Wasser und hielt es im Profil zwischen die Lampe und die hell erleuchtete Fläche der Wand.

„Ein Helm! Ein Helm!“ riefen mehrere Stimmen. „Es ist ein Lanzenreiter!“

„Nein, nein — es ist ein Pflug. Haltet mal das Wachs so, dann seht ihr da unten deutlich die Pflugschar."

„Ich sehe ganz deutlich einen Helm."

„Na, was kommt darauf an — Kadja soll wählen. Willst du einen Offizier oder einen Gutsbesitzer?"

„Mir ganz gleichgültig; wenn ich mich nur verheirate!" rief der blonde Schelm. „Jetzt kommst du an die Reihe, Marilka."

Man hatte das Wachs wieder auf die Spiritusflamme gestellt und diesmal bildete es einen Lorbeerkranz.

„Du glückliches Geschöpf — du wirst einen Dichter heiraten!"

Eins der jungen Mädchen nach dem andern versuchte sein Glück. Mischa war die vorletzte.

In großer Erregung goß sie das Wachs ins Wasser.

„Was ist's — was ist's?" fragte sie ängstlich.

„Es sieht mir aus wie ein Strauß — ganz wie ein schöner Myrtenstrauß, den du an deinem Hochzeitstage tragen wirst, mein Herzchen!" sagte Kadja, indem sie das Kind umarmte.

Mischa strahlte vor Vergnügen.

„Wenn es nur keine Rute ist!" rief ein schlankes junges Mädchen boshaft, wenn auch anscheinend in scherzendem Tone. „Seht mal, das hier könnte der Stiel sein."

Eine Dienerin, welche sich in dem Gemache befand, brach in lautes Lachen aus.

Mischa wurde dunkelrot und zog sich verlegen in eine Ecke zurück. Dicke Thränen traten in die veilchenblauen Augen. Man hatte ihr die ganze Freude verdorben. Es war schlecht von solchen großen Mädchen, die kleinen zu verspotten. Leise, das Herz voll Scham und Kummer schlich sie sich hinaus und begab sich wieder in den Salon.

Jetzt war es an Helene, das Orakel zu befragen.

„Seht, seht! Das ist ein Reiter — da ist die Mähne des Pferdes!" rief Marilka.

„Hat der Reiter einen Bart?" fragte Kadja neckend.

„Ja, ja, er hat einen Bart!" riefen mehrere Stimmen.

„Dann nimm meine herzlichsten Glückwünsche, Halka; ich hoffe, du wirst mich zur Brautjungfer wählen!"

Helene drehte ihr zornig den Rücken.

„Du bist rein toll, Kadja!“ sagte sie in gereiztem Tone.

„Bah,“ entgegnete der kleine Kobold lachend, indem sie der Freundin folgte, „du nimmst den schönen Bart doch noch, wenn auch nur deiner Mama zuliebe! . . . Du bist eine so gehorsame Tochter! . . . Es wäre denn, du hättest einen Widerwillen gegen ihn . . .“

Helene blickte sie mit zornigen Augen an.

„Ich weiß nicht, was du damit sagen willst.“

Die schelmische Blondine machte ein sehr verwundertes Gesicht.

„O, als ob man nicht jeden Abend in Gesellschaft mit Leuten zusammenträfe, mit denen man recht gern tanzt und scherzt und von denen man sich mit Vergnügen den Hof machen läßt, die einem aber sofort, wenn sie ans Heiraten dächten, widerwärtig sein würden . . .“

„Also müßte man, um zu wissen, wie man zu jemand steht, immer erst warten, bis dieser jemand einen Heiratsantrag macht?“ entgegnete Helene ironisch. „Das also ist der Prüfstein der Liebe!“

„Immer ist das nicht nötig — ich weiß noch ein andres unfehlbares Mittel . . .“

„Welches, welches?“ riefen die jungen Mädchen.

„Das ist mein Geheimnis,“ sagte der blonde Schelm lachend.

„Sage es — sage es uns!“

„Gut!“

Und ehe man sie hindern konnte, hatte sie die Lampe ausgedreht und die Gesellschaft saß im Finstern. Dann ging sie einen Augenblick aus dem Zimmer, kehrte aber sogleich zurück.

„Nun höre und merke wohl auf, Halka,“ sagte sie mit tiefer Stimme — „jetzt kommt jemand herein,“ dabei ahmte sie den Tritt eines Mannes auf dem Parkett nach . . . „Denke dir also, es wäre . . . ein gewisser Herr Zaremba . . .“ man hörte unterdrücktes Kichern . . . „er nähert sich dir . . .“

Plötzlich fühlte sich Helene von zwei Armen umschlungen, die ihr ungeheuer lang erschienen, und bärtige Lippen drückten einen schallenden Kuß auf ihre Wange.

Sie stieß einen gellenden Schrei aus.

„Lassen Sie mich los, gehen Sie, ich verabscheue Sie!“

Das junge Mädchen suchte sich aus den langen Armen zu befreien, die sie immer fester umschlangen.

Jetzt entstand ein unbeschreiblicher Tumult. Alle schrieen, liefen umher, stießen sich an die Möbel, warfen Stühle um. . . .

Die erschrockenen Dienerinnen kamen mit Lichtern herbeigeeilt.

In einem Lehnstuhle lag der Kobold Kadja in einen ungeheuren Pelz gehüllt, das Gesicht mit einer Boa umwickelt, und lachte, als wollte sie sich ausschütten.

Jetzt sprang sie auf.

„Siehst du, Halka, das ist Abneigung und Widerwille!“ rief sie, raffte dann die Pelzsachen zusammen und lief aus dem Zimmer.

Helene stand ganz blaß in der Mitte des Zimmers und gab sich Mühe, zu lachen, ohne daß es ihr gelang. Sie hörte nicht, wie die nach dem Salon führende Thür sich öffnete, um einen jungen, noch unbärtigen Mann in eleganter österreichischer Uniform einzulassen.

Er grüßte militärisch.

„Die Damen sind ja sehr vergnügt, aber es ist unrecht, dabei die Thüren zu verschließen.“

Er suchte, während er sprach, den Augen Helenes zu begegnen.

Endlich blickte sie ihn an.

„Ah, Sie sind's,“ rief sie in gleichgültigem Tone. „Ich hätte Sie in der Uniform fast nicht erkannt.“

Dann wendete sie sich zu den jungen Damen: „Wenn es euch recht ist, gehen wir jetzt in den Salon.“

Siebentes Kapitel.

Der große Raum hatte sich nach und nach mit den gewöhnlichen Gästen gefüllt, denn die Marschallin hielt jeden Abend offnes Haus.

„Wenn Sie Licht bei mir sehen, kommen Sie herauf!“ sagte sie zu ihren Freunden, und sie kamen.

An zwei Tischen wurde Whist gespielt und auf den Sofas saßen Leute, die sich unterhielten.

Mischa, die sich unter die Flügel der Marschallin geflüchtet hatte, rührte sich nicht.

„Euer Hokuspokus hat das Kind ganz und gar verschüchtert,“ sagte die alte Dame zu den leichtherzigen jungen Brauseköpfen, die sich plaudernd und lachend im Salon zerstreuten und von einigen jungen Leuten, die sich aufs Geratewohl eingefunden hatten, mit Begeisterung empfangen wurden.

Bald bildeten sich einzelne Gruppen und der junge Soldat versuchte es, durch geschicktes Manövrieren in die Nähe Helenes zu kommen. Endlich gelang es ihm, ihr in der Thür eines Nebenzimmers in den Weg zu treten. Sie schien ihn dessenungeachtet nicht zu bemerken.

„Haben Sie mich vorhin wirklich nicht erkannt, Komtesse?“ fragte er, die Stirn runzelnd.

„Nein.“

„Wirklich und wahrhaftig?“

Er blickte sie verwundert an — und sah, daß sie die Unwahrheit sprach, denn sie errötetete unter seinem Blicke.

„Seien Sie nicht grausam,“ sagte er weich.

Dabei faßte er ihre Hände und zog sie in eine dunkle Ecke. Sie ließ es geschehen, ohne einen Augenblick ihre ablehnende Haltung aufzugeben. Dann sagte sie sehr schnell: „Ich hatte Sie gebeten, nicht mehr hierher zu kommen . . .“

Er beugte sich ein wenig zu ihr und versetzte in zärtlichem Tone: „So sprachen Sie nicht im letzten Sommer oben in Szawnicza! Für wen haben Sie damals alle Kotillons und alle Mazurkas aufgehoben?“

„Für Sie,“ sagte sie dumpf.

„Und mit wem gingen Sie so gern abends am Ufer des Flusses spazieren?“ fuhr er fort.

„Mit Ihnen. Aber was beweist das alles?“

„Es beweist, daß ich Ihnen damals wenigstens nicht unangenehm war.“

Sie wendete langsam das Gesicht ab.

„Und was weiter?“ fragte sie mit schmerzlich gepreßter Stimme. „Was weiter?... Sind Sie ein Mann, der mich heiraten kann? Sie haben eben Ihr Examen als Ingenieur bestanden — jetzt sind Sie einjähriger Freiwilliger! Wenn ich mir noch während einer oder zwei Saisons von Ihnen den Hof machen lasse, bin ich kompromittiert und Sie haben sich angenehm unterhalten — das ist alles. Eine weitere Folge hat es nicht. Oder wüßten Sie es anders? Sehen Sie wohl, Sie wissen mir nichts zu antworten!“

„Es ist wahr — ich kann jetzt noch nicht als Bewerber um Ihre Hand auftreten, aber ... aber ich liebe Sie, Helene.“

Er hatte das mit der ganzen kindlichen Gläubigkeit einer noch unberührten Seele gesagt.

Sie sah ihn erstaunt, beinahe erschrocken an.

„Meine Liebe beleidigte Sie früher nicht;“ fuhr er fort, „jetzt aber — ist denn alles so anders geworden?“

Helene fühlte sich fast erstickt von innerer Erregung. Aber sie wollte stark sein.

„Ja, es ist alles anders geworden. Wir müssen vergessen ...“

Einige Augenblicke standen sie einander gegenüber, ohne zu sprechen. Vielleicht dachten sie beide daran, wie eigentlich alles so gekommen zwischen ihr, dem koketten jungen Mädchen, und ihm, dem durch sein Glück bei den Frauen bereits bekannten jungen Mann. Sie hatten mit der Liebe gespielt und sich in ihren eignen Netzen gefangen.

„Sie haben mich verstanden — kommen Sie nicht mehr!“ fuhr Helene mit erstickter Stimme fort.

Er sah, daß ihr Thränen in den Augen standen.

„Hören Sie mich an, Helene — das, was ich Ihnen sage, ist sehr ernst gemeint. Ich bin in vier Jahren mündig und kann dann ebenfalls als Bewerber um Ihre Hand auftreten, wenn Sie mich dann noch haben wollen. Sagen Sie mir, daß Sie wollen.“

Die Kehle schnürte sich ihr zusammen. „In vier Jahren,“

hatte er gesagt. Welches Kind er noch war! Wie konnte sie sich auf ein solches Versprechen hin binden? Und was konnte sie einem solchen jungen Bürschlein, das so wenig von der Welt wußte, antworten? Guter Gott, da stand er über sie gebeugt, so groß, so schön — sein glühender Blick hing an ihren Lippen ... und sie liebte ihn ... liebte ihn! ...

„Sie geben mir keine Antwort?“ fragte er in dringendem und zugleich schüchternem Tone.

Ach, welche Tortur ... wie er sie quälte! Begriff er denn nicht, daß wenn sie ihn zurückwies, dies nur gegen ihren eignen Wunsch und Willen geschah? Sie schloß die Augen, um ihn nicht mehr zu sehen.

„Ich danke Ihnen, Konrad ... Sie sind ein guter Mensch ... aber es ist unmöglich. ... Wir müssen uns trennen!“ stotterte sie.

„So ist alles zu Ende?“

„Ja!“

Dabei hatte sie den nahen Thürvorhang ergriffen und ein wenig geöffnet.

„Aber warum ... warum?“ fragte er mit einem Aufschluchzen.

Sie war verschwunden, der Thürvorhang war wieder zusammengefallen.

Im Salon suchten die Augen der Gräfin Wanda vergeblich nach ihrer Tochter. Welcher neuen Laune hatte dies unverbesserliche Kind wieder Folge gegeben?

„Sie war noch vor wenigen Augenblicken hier,“ sagte sie mit ihrer honigsüßen Stimme zu dem Bankier.

Ein Diener trat in den Salon und schritt auf die Gräfin zu: Komteß Helene ließ die Frau Gräfin um Entschuldigung bitten, eine heftige Migräne hatte sie genötigt, sich zurückzuziehen.

„Das thörichte Kind!“ rief die Gräfin gereizt. „Aber Sie bleiben noch ein wenig bei uns, nicht wahr, Herr Zaremba?“

„Verzeihen Sie, Frau Gräfin, aber es ist für Mischa schon etwas spät,“ entgegnete er trocken. „Ich werde morgen

kommen, um mich nach dem Befinden der Komtesse zu erkundigen.“

Ohne seine Empfindlichkeit zu verbergen, verließ er den Salon. Auf der Treppe stieß er auf Konrad, der ebenfalls enttäuscht und in düstrer Stimmung das Haus verließ.

Mischa ging vor ihrem Vater her.

„Hast du dich wenigstens gut amüsiert, Kleine?“ fragte er.

Sie sah ihm gerade ins Gesicht.

„Nein,“ sagte sie.

Vater und Tochter bestiegen sehr verdrießlich den vor dem Hause wartenden Schlitten, welcher sie, eine Wolke von feinem Schneestaub aufwirbelnd, schnell davonführte, während Konrad mit verzweifelndem, hoffnungslosem Herzen zu Fuß nach Hause ging.

Achtes Kapitel.

„Ist Komtesse Helene noch immer leidend?“

Zum zwanzigstenmal binnen drei Wochen wiederholte Stanislaus diese Frage, welche der Diener, der ihm den Pelz abnahm, stets mit derselben Trauermiene, und das als Kundschafter herbeieilende Kammerkätzchen mit demselben feinen, schlauen Lächeln bejahend beantworteten.

Heute gereichte ihm diese gewöhnliche, sonst gefürchtete Antwort zur großen Erleichterung. Er hatte heute morgen einen endgültigen Entschluß gefaßt und war gekommen, um in aller Form Helenes Hand zu erbitten. Wurde er abgewiesen, so hatte wenigstens der unerträgliche Zweifel, die Höllenpein des Hoffens und Harrens ein Ende.

Flüchtig rückt er vor dem Spiegel des Vorsaals seinen untadelhaften Hemdkragen zurecht, streicht noch einmal über seinen goldnen Bart und tritt dann, sehr bleich, den Oberkörper fest in den Ueberrock eingeknöpft, den Hut in der Hand in den Salon, wo sich die Gräfin zitternd erhebt, um ihn zu begrüßen.

Mit jener wunderbaren Gabe des Hellsehens, welche allen um die Verheiratung ihrer Töchter im Fieber liegenden

Müttern eigen ist, hatte auch sie im Augenblicke erkannt, daß dies bleiche, aber entschlossene Gesicht, diese besonders korrekte Haltung, die ganze Art des Eintretens ebenso viele untrügliche Zeichen eines unmittelbar bevorstehenden Heiratsantrags waren, und energisch raffte sie ihre ganze Sicherheit, ihr festes Vertrauen in die Zukunft und auf den praktischen Sinn ihrer Tochter zusammen, während er — ein Stoßgebet an den heiligen Joseph, den Schutzpatron der Ehe, auf den bebenden Lippen — näher trat.

Mit ausgestreckten Händen, ein ermunterndes Lächeln in den Augen eilte sie dem erwünschten Schwiegersohne entgegen und in einem Tone, wie man ihn etwa einem leicht verschüchterten Kinde gegenüber anschlägt, bat sie: „Setzen Sie sich hierher, ganz nahe zu mir, lieber Freund. Es scheint, Sie haben mir viel zu sagen?“

* * *

Für Helene waren Tage des Kampfes gekommen. Es handelte sich jetzt nicht mehr darum, Komödie zu spielen und die Macht ihrer Reize an diesem oder jenem ihrer Anbeter auf die Gefahr hin zu erproben, daß ihr eignes Herz eine blutende Wunde davontrug. Sie mußte sich jetzt entscheiden. Seit drei Wochen hatte sie durch ihr beharrliches Schweigen das ganze Haus in ängstlicher Erwartung erhalten — jetzt hatte man ihr noch drei Tage bewilligt, um sich schlüssig zu machen.

„Herr Zaremba hat uns die Ehre erzeigt, um deine Hand zu werben,“ hatte die Gräfin gesagt. „Ich hoffe, du wirst dich der Opfer wert zeigen, welche ...“

Helene hatte sie mit einer gebieterischen Gebärde unterbrochen: „Um Gotteswillen, Mama, dränge mich nicht, wenn du nicht willst, daß ein Unglück geschieht! ...“

„Gut, ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit.“

Die Thür schloß sich wieder und Helene blieb in stummer Verzweiflung zurück.

O diese schlaflosen Nächte, diese furchtbaren Träume, aus denen sie stets mit demselben schrecklichen, unbarmherzigen Gedanken erwachte! Sollte sie Konrad zurückrufen und den Bankier abweisen? Hätte sie die letzten sechs Monate

aus ihrem Gedächtnisse verwischen können, mit welcher geringschätzigen Gleichgültigkeit würde sie den Konsequenzen dieser Vernunftheirat ins Auge gesehen haben! Aber ach — welch ein Hohn des Schicksals ... ihr Herz, das bis dahin geschlummert hatte, war plötzlich erwacht! Sie liebt mit aller Kraft der Jugend, mit der ganzen Heftigkeit des Steppenkindes. Sie liebt und soll sich einem andern verkaufen! Warum ist sie arm? Warum hat ihr Vater, der leichtsinnige, prunkliebende Edelmann, dessen Namen in der Ukräne als Bezeichnung eines legendenhaften Typus des echten alten polnischen Magnaten fortlebt, die fürstliche Mitgift seiner Tochter verschleudert? Mit welcher Bitterkeit, mit welcher herben Strenge beurteilt sie jetzt diesen leichtsinnigen, verschwenderischen Vater! Man erzieht ein junges Mädchen im unerhörtesten Luxus, gewöhnt sie an unglaublich verfeinerte Lebensbedürfnisse; ihr Fuß berührt nie den Boden, die Hufe ihrer Lieblingsstute sind mit Silber beschlagen. In dem weiten Hofe des Dwur stehen fortwährend sechs Kosaken neben ihren gesattelten und gezäumten Pferden, bereit, auf einen Wink der Herrschaft nach allen Richtungen hinauszufliegen. Und alles das, um dies junge Mädchen, wenn es das heiratsfähige Alter erreicht hat, eines Tages hinaus auf die Straße zu werfen und ihr zu sagen: „Geh jetzt, sieh zu, daß du einem gefällst. Suche dir einen Mann, denn du bist arm! Das Vermögen ist verthan; aber deine königliche Schönheit wird dir schon zu einem Manne und Ernährer verhelfen!“

Und seitdem durchstreift sie in der That mit fiebernder Hast die Welt, ist im Winter auf allen Bällen, bei allen Festen zu sehen, glänzt im Sommer in allen Bädern und Kursälen, und bei alledem ist es nie jemand eingefallen, daran zu denken, daß auch sie ein Herz hat, und daß dieses Herz eines Tages anfangen könnte, schneller zu schlagen! ... O, welches Elend, welches Elend! ...

Wenn sie nur schlafen, nur vergessen könnte! Aber in ihrem überreizten Hirn drängen sich unabläſſig schreckliche Visionen der Zukunft. Da ist zuerst die Hochzeit, die glänzend gefeiert wird. Die Trauung findet abends in der

Jesuitenkirche statt. Einige der Anwesenden tragen den schwarzen Frack, andre die wunderschöne polnische Nationaltracht: den Kontusch, ein Oberkleid mit offenen, lang herabhängenden Aermeln, welche die bunten Unterärmel sehen lassen, die Carapella, den krummen, mit Edelsteinen besetzten Säbel, der an einer den Gürtel bildenden golddurchwirkten Schärpe hängt, auf dem Kopfe die hohe Czapka mit der Diamantagraffe. Die Damen plaudern und lachen, schimmern in Blumen- und Diamantenschmuck. Ihre nackten, fröstelnden Schultern sind kaum mit einem leichten Spitzengewebe bedeckt und trotz der Orgelklänge, welche durch das Schiff der Kirche dröhnen, hört sie die spöttischen Bemerkungen, die man austauscht.

„So hat sich denn die schöne Halka endlich entschlossen. Es war aber auch wirklich Zeit! Sie fing an, in Samen zu schießen! Dreiundzwanzig Jahr! Die Gräfin schleppt sie seit fünf Jahren auf der Suche nach einem Mann in der Welt umher ...“

„Ist der Bankier reich?“

„Reich und verliebt bis über die Ohren.“

„Na, das ist das wenigste, was sie verlangen kann — aber es gleicht doch den Abstand des Alters nicht aus. Er ist wenigstens zwanzig Jahr älter als sie — und auf die Länge — Sie begreifen ...“

„Und bei ihrer Koketterie ...“

Die Männer lächelten selbstgefällig, die Damen verbargen die Gesichter voll Ziererei hinter dem Fächer.

Wie eine Verurteilte, die man zum Schafott führt, sah sich Helene zwischen den beiden Brautführern zum Altare gehen. Hinter ihr schritt Stanislaus zwischen zwei Brautjungfern stolz und freudestrahlend einher. Sie war sich jeder kleinsten Einzelnheit der Zeremonie mit erstaunlicher Deutlichkeit bewußt. Junge weißgekleidete Mädchen verteilten Blumenbouquets in der Zuschauermenge. Sie hörte die meckernde Stimme des alten Bischofs, ihres Großonkels, welcher stotternd die Trauungsformel ablas.

Und nun ist das unwiderrufliche „ja“ gesprochen. Irgend etwas in ihr ist zerbrochen; jetzt kann der Strudel des

Lebens sie mit sich fortreißen. Kopfüber, begierig nach Genuß und Vergessen stürzt sie sich hinein. Die Pferde des Wagens, der sie fortführt, ziehen an, sie rollt davon — und weiter und weiter geht es ohne Rast und ohne Ruh. Gebirge, Ströme, Länder liegen zwischen ihr und ihrer unglücklichen Liebe. Sie sieht andre Erdteile, hört fremde Sprachen, pflückt Blumen, deren Duft ihr unbekannt ist, berauscht sich in neuen Eindrücken, im Sonnenglanz, im wolkenlosen Blau des Himmels, und sucht zu vergessen — vergißt vielleicht auch! Aber da kommt eine Unterbrechung . . . sie befindet sich plötzlich wieder in Galizien auf dem Lande. Es ist an einem Sommerabende; die große Veranda liegt einsam; nur sie ist dort, ganz allein. Plötzlich sieht sie den Schatten eines Profils an der Wand — Konrad steht vor ihr. Sie hält sich am Stuhle fest, um nicht zu fallen. Was will er von ihr? Ein heißer Schmerz durchzuckt ihr Herz und die vorwurfsvollen Worte ersterben ihm auf den Lippen. Sie schließt die Augen, um ihn nicht mehr zu sehen; dennoch streckt sie, in der Furcht, er möge ihr ent-entschwinden, die Arme nach ihm aus. Auch Konrad hat die seinigen ausgestreckt. Ihre Hände verschlingen sich, sie beugen sich zu einander, ihre Lippen haben sich gefunden! . . .

Thörin!

Helene erwacht und richtet sich auf den Ellbogen empor. Schweißtropfen stehen auf ihrer fieberheißen Stirn. Jawohl, Thörin — dreimal thörichtes Weib! . . . Aber woher kommen die bösen, schlechten Gedanken, die ihr plötzlich durch den Kopf schießen — woher diese wilde Jagd abscheulicher Phantasiebilder?

An einer alten, schnarrenden Turmuhr schlägt es zwölf.

Erst Mitternacht!

Das Zimmer ist fast finster. Nur die kleine Lampe, welche vor dem Bilde der heiligen Muttergottes von Czenstochau brennt, wirft einen länglichen Lichtstreifen an die Decke.

Helene blickt zu dem Bilde hinüber. Vermag die heilige Jungfrau, diese Trösterin in allen Nöten, zu welcher sie bei Tag und Nacht so inbrünstig gefleht, der sie so viele

Gelübde gethan, ihr jetzt in der Stunde der Versuchung keine — gar keine Hilfe zu senden? Helene fühlt eine Art von Zorn gegen die Madonna mit den drei Narben in dem schwarzen Gesicht, die dort in ihrem Heiligenscheine so taub, stumm und ohnmächtig thront. Was nützt da alles Beten? Das junge Mädchen sieht sich nach etwas um, womit sie sich in dieser langen Nacht die bösen Träume fernhalten könnte. Vielleicht gelingt ihr das, wenn sie ein Buch zur Hand nimmt — vielleicht verkürzt ihr ein französischer Roman die endlosen Stunden. Und mit einer trotzigen Handbewegung gegen das Heiligenbild schlüpft sie in einen Schlafrock von weißem Wollstoff, schleicht leise aus dem Zimmer und begibt sich nach dem Salon, wo die Gräfin die Sendungen ihres Pariser Buchhändlers aufzubewahren pflegte.

Die ganze große Wohnung liegt in tiefem Schweigen. Die lauten Atemzüge der weiblichen Dienstboten des Hauses, welche alle zusammen in einem Gemache schlafen, das man noch heute wie im siebzehnten Jahrhundert die „Garderobe" nennt, sind das einzige wahrnehmbare Lebenszeichen in dieser Stille. Aber ein von fernher schimmernder Lichtstreifen zeigt an, daß die Marschallin noch wach ist.

Draußen fällt noch ohne Aufhören der Schnee und bedeckt die Erde mit einer weichen, weißen Decke, wie mit Watte.

Schauernd trat Helene in den Salon. In dem großen Gemache mit den dunkeln Ecken und den von den Möbeln beschatteten Winkeln herrschte eine eisige Kälte. Die gemalten Figuren an den Wänden und an der Decke schienen sich bei dem flackernden Lichte der Kerze zu bewegen. In der Dunkelheit blieb die Schleppe des jungen Mädchens an einem kleinen Tische hängen, das auf demselben stehende mit Visitenkarten gefüllte Körbchen fiel mit dumpfem Aufschlag herunter und verstreute seinen Inhalt auf den Boden. Erschrocken bückte sich Helene, um die Karten zusammenzulesen. Dabei fielen ihre Augen auf die Namen und sie las dieselben unwillkürlich. Da war zuerst Graf Ladislaus, der ihr seit einem Jahre leidenschaftlich den Hof macht, ohne sich je zu erklären; da der schöne Fürst Pawel, einer ihrer glühendsten Anbeter, obgleich er verheiratet und Familien-

vater ist; hier der junge Armenier Augustinowitsch, hier Leszinski, Majewski und wie die kleinen Fische alle heißen, die in ihren Netzen zappeln, Sie sind alle da mit ihren Vor- und Zunamen, ihren Wappen und Titeln. Der Adel neuern und neuesten Datums pflegt dem Namen lächerlicherweise ein de voranzustellen und sich die französischen Titel: Chevalier, Comte oder Baron zu geben, während die Glieder der alten Geschlechter, in der stolzen Zuversicht, daß sie hoch genug stehen, um sich weitere Bezeichnungen ersparen zu können, nur einfach ihre Namen auf die Karte setzen.

Aber war es denn nicht sonderbar, daß sich nicht eine einzige Karte von Konrad vorfand? Hatte er seine Verbannung wirklich ohne jeden Versuch des Widerstandes hingenommen?

Helene hat sich mit stoischem Heldenmute seit drei Wochen versagt, nach ihm zu fragen; aber der Gedanke, er könne sich ohne weiteres in sein Schicksal ergeben haben, bringt sie zur Verzweiflung. In fieberhafter Aufregung durchsuchte sie alle Schalen und Körbchen. Nichts ... keine Karte von ihm! ... Ihre Augen bleiben trocken, aber ihr Herz klopft zornig.

„Er hat mich schnell genug vergessen!"

Auf einem kleinen Tische steht das Arbeitskörbchen ihrer Mutter. Sie stürzt es um. Was ist das? ... Eine Menge Karten, die alle denselben Namen tragen, fallen heraus. Konrad Mirski liest sie bei dem zitternden Lichte ihrer Kerze ... Konrad Mirski. Er ist also doch gekommen und oft gekommen! Dann ist er fortgeblieben ... Die letzte Karte zeigte das hergebrachte p. p. c. in der Ecke.

Zärtlich drückt sie die kleinen Stückchen Kartonpapier an ihre glühenden Wangen. Wer hat ihren Augen so geschickt die Beweise seines Gedenkens entzogen? Ohne Zweifel ist es die Gräfin gewesen, die sich immer den Anschein gibt, als wisse sie von nichts, und deren scharfen, mißtrauischen Augen doch keine Kleinigkeit entgeht. Diese mütterliche Klugheit läßt ein tiefes Gefühl der Bitterkeit in Helenes Herzen emporsteigen. O, Konrad, Konrad! Wie heiß sie ihn liebt! Sie sieht ihn noch immer, wie er sich

so zärtlich und doch so demütig über sie beugt. „Nach vier Jahren kann auch ich als Bewerber um Ihre Hand auftreten — wenn Sie mich dann noch haben wollen. Sagen Sie mir, daß Sie wollen.“

Und sie hat nicht geantwortet: „Bleib, ich liebe dich ... will auf dich warten! Was geht mich die Armut an, wenn ich dich habe! ...“

Die Kerze brannte langsam nieder und Helene saß noch immer, die Ellbogen auf den Knieen, die geballten Hände in die Augen gedrückt, in ihren Schmerz verloren und versunken, während bittere Thränen langsam zwischen ihren Fingern hindurch rieselten.

„Helene, mein liebes Kind, was thust du hier? Du weinst?“

Erschrocken fährt das junge Mädchen empor. Sie hat nicht bemerkt, daß die Thür sich geöffnet und die Marschallin sich ihr leise genähert hat.

„Was thust du um diese Stunde hier, mein armes liebes Kind? Erzähle deiner alten Tante, was dich bekümmert. Du weißt, sie versteht alles, denn sie ist selbst einmal jung gewesen und hat erfahren, was Liebe ist. Sprich, Kind! Man erleichtert sich damit das Herz ... sage ... hast du jemand deine Liebe geschenkt? ...“

Eine heftige Gebärde des jungen Mädchens ließ sie verstummen.

„Du weißt, liebe Tante, ich liebe Herrn Zaremba, denn ich werde ihn ja heiraten ...“

„Still, still, du frevelst, und es ist mir noch hundertmal lieber, wenn du ganz schweigst, als wenn ich dich so reden hören muß. Als ob ich dir die Lüge nicht von den Augen und den Lippen ablesen könnte. Sprich dich doch offen aus, Kind! — Seit zwanzig Tagen läßt du uns alle in der peinlichsten Ungewißheit. Deine arme Mutter verliert noch den Verstand darüber.“

„O, meine Mutter! ...“

Alles, was sich an Bitterkeit in der Seele des jungen Mädchens aufgesammelt hatte, sprach sich in diesen drei Worten aus.

„Höre mich an, Halka. Der Gedanke, dich mit dem

Bankier zu vermählen, macht dich unglücklich, und dennoch hast du nicht den Mut, nein zu sagen. Was bist du doch für ein sonderbares Geschöpf."

Ein ironisches Lächeln trat auf die Lippen Helenes.

„O, Tante, wenn Mama dich hörte, sie würde wieder sagen, du greifest in die Speichen meines Glücksrades ein."

„Du betrübst und bekümmerst mich, Kind. Ich bin jetzt wirklich nicht zum Scherzen aufgelegt. Wenn es sich um das Wohl oder Wehe deines ganzen Lebens handelt, frage ich nicht, was deine Mutter dazu sagen wird. Soll ich dir mein Glaubensbekenntnis ablegen, so kann ich dich versichern, daß ich noch jetzt, so alt ich bin, nur Ehen billige und begreife, die aus Liebe geschlossen werden. Sie sind das einzig Ehrliche und Natürliche, das Einzige, was die Herzen warm und gesund erhält."

Helene war in sich zusammengesunken und schluchzte laut auf. Die Marschallin legte zärtlich die Arme um die Schultern des jungen Mädchens.

„Doch was schwatze ich da!" fuhr sie fort. „Sprich, mein armes Kind. Du täuschest uns und täuschest dich selbst. Sage mir, wem du dein Herz geschenkt hast. Ist's denn ein so Unwürdiger, daß du seinen Namen nicht zu nennen wagst?"

Mit Anstrengung aller Willenskraft hatte Helene jetzt die Fassung wiedergewonnen, und mit einem Lachen, das sehr unecht klang, versetzte sie in trockenem Tone: „Tante, obgleich du die älteste bist, wirst du doch immer die jüngste in der Familie bleiben. Aber sage nur meiner Mutter, ich sei bereit, den Bankier zu heiraten, unter der Bedingung allerdings, daß sie mir den Anblick ihres Triumphes erspart. Wir beide, du und ich, wissen, daß ich um der Versorgung willen heirate — aber erlaß mir wenigstens die Beschämung, darüber zu erröten."

Die Marschallin war aufgestanden. Diesem selbstgewählten Unglück gegenüber war sie machtlos.

„Du bist stärker als ich, meine arme Helene!" sagte sie betrübt. „Aber wenn du glaubst, daß dies die rechte Stimmung für eine glückliche Ehe sei, so bist du im Irrtum,

und dein armer Mann thut mir leid. Glaube mir, mein Leben ist ein sehr schmerzensreiches gewesen — ich habe sehr viele Thränen vergossen, habe alle verloren, die mir das Teuerste auf der Welt waren — aber ich ziehe mein Unglück mit seinen unvergeßlichen süßen Erinnerungen dennoch tausendmal dem vergoldeten Elend vor, in das du dich stürzen willst."

Langsam ging sie nach der Thür, drehte sich aber noch mehrere Mal um, denn sie hoffte noch immer das rebellische Herz des jungen Mädchens besiegt zu haben. Unter dem Thürvorhange stehend, konnte sie sich nicht versagen, ihr noch die Worte zuzurufen: „Du bist doch ganz und gar die Tochter deiner Mutter!"

Helene richtete sich trotzig auf.

„Nur mit dem Unterschiede, daß dies Opfer sie nichts kostet . . . während ich . . ."

Thränen erstickten ihre Stimme und mit der Schnelligkeit eines gejagten Rehes ergriff sie die Flucht.

*   *
*

Am andern Morgen gleich nach dem Aufstehen erschien Gräfin Wanda im Zimmer der Marschallin.

„Ich habe diese Nacht kein Auge geschlossen," sagte sie. „Ich hörte dich mit Helene sprechen. Was, ums Himmels willen, ist denn geschehen? Wenn du wüßtest, wie mein Mutterherz leidet; ich bin wie zerschlagen und zerbrochen. Du wirst das kaum verstehen, meine liebe, arme Freundin, denn du hast ja alle deine Kinder durch den Tod verloren."

Ein bittres, jedoch schnell zurückgedrängtes Wort wollte der alten Dame auf die Lippen treten. Es wäre so leicht gewesen, den falschen Gefühlsnimbus, mit dem die Gräfin sich zu umgeben suchte, zu zerstören, aber ihr großes Herz scheute vor solchem Kampfe zurück. So nahm sie denn die Hand der Freundin und sagte langsam, als ob sie die Worte nur wider Willen ausspräche: „Helene willigt ein . . . du kannst Herrn Zaremba benachrichtigen."

Die Gräfin wäre in ihrer freudigen Ueberraschung fast aufgesprungen: „Endlich! O, mein Engel, wie dankbar ich

dir dafür bin ... wie ich dich liebe!" rief sie, indem sie sich vor Freude ganz außer sich in die Arme der Freundin warf.

Die Marschallin maß sie mit strengem Blick.

„Thörichte Mutter!" rief sie. „Deine Tochter weint, grämt sich, verhehlt uns irgend etwas — dies Geheimnis müssen wir ihr entreißen, ehe man sie in unlösliche Fesseln schmiedet. ..."

„Bah, bah! ... Meine Tochter ist viel zu gut erzogen, um Geheimnisse vor mir zu haben. Wenn sie weint, so ist es eben die Aufregung, ich mache ihr das nicht zum Vorwurf. Und außerdem, Liebste, wie das Leben nun einmal ist, bleibt es immer angenehmer, sich die Thränen mit einem Battisttuche, als mit grober Leinwand zu trocknen! ..."

Neuntes Kapitel.

Die unerwartete Reise nach Lemberg hatte Mischa mit kindischer, unbändiger Freude erfüllt. Sie sollte diese rings von herrlichen grünen Bergen und schönen Promenaden umgebene Stadt wiedersehen, in der sie die ersten traurigen Kinderjahre verlebt hatte und die in ihrer Erinnerung in etwas melancholischen, aber deshalb nicht weniger zaubervollen Farben erschien. Gleichzeitig verlangte ihre eifersüchtige Liebe danach, endlich auf den Vater die ungeteilten und ausschließlichen Rechte wieder zu gewinnen, die sie mit frühentwickeltem, echt weiblichem Instinkte erstrebte.

Aber je länger ihre Anwesenheit in Lemberg dauerte, je mehr fühlte sie sich enttäuscht. Stündlich und minütlich wurde ihr klarer, daß dieser undankbare Vater ihr entschlüpfte, daß er häufig in nachdenklicher, gereizter Stimmung, mit einem Worte ein ganz andrer Mensch war, als früher. Es schien fast, als habe er einen großen Kummer. Seine Tochter beachtete er kaum, und richtete nur von Zeit zu Zeit, wie in der Zerstreuung, eine Frage an das Kind, die immer dieselbe war: „Soll ich dich zur Marschallin führen?"

Kam Mischa dann von diesen Besuchen zurück, so über-

schüttete er sie mit kurzen, fieberhaft hervorgestoßenen Fragen: Hatte sie Halka gesehen? Was machte sie, was hatte sie gesagt? Schien sie noch sehr unwohl? u. s. w. Fragen, auf welche die Antworten gewöhnlich sehr trocken und ungenügend ausfielen. Die Kleine hatte die ganze Zeit im Zimmer der Marschallin zugebracht und Komtesse Halka kaum gesehen.

Warum kümmerte sich dann nur der Vater so viel um diese so wenig angenehme, mürrrische, junge Dame, die ihrerseits gar nichts nach ihm zu fragen schien?

Pawlowa hatte das Kind nach Lemberg begleitet und eines Abends, als sie es zu Bett brachte, that sie eine sonderbare Frage.

„Würde sich Fräulein Mischa sehr freuen, wenn sie eine neue Mama bekäme?“

Die Kleine wurde rot vor Zorn. Wie konnte nur eine verständige Person wie Pawlowa solches dumme Zeug reden? Es war häßlich und sehr schlecht von ihr, so etwas zu sagen.

„Glaubst du denn, daß mein Papa eine neue Frau nehmen würde? Versprich mir gleich, daß du nie wieder von so etwas sprechen willst, Pawlowa!“ rief das Kind, während ihm heiße Thränen in die Augen schossen.

Pawlowa, die sehr erschrocken und bestürzt war, ließ sich das gesagt sein — aber es ist merkwürdig, wie sich ein einmal ausgesprochenes Wort häufig nicht mehr bannen läßt. Mischa mußte immer wieder an die Rede der Amme denken; sie träumte nachts davon und fühlte sich wie durch eine Vorahnung beunruhigt und bedrückt. Nach und nach gewann dies Unbehagen indessen Gestalt und entwickelte sich endlich zu einem unbezwinglichen Heimweh. Sie sehnte sich nach dem weiten Horizonte und nach dem Schnee von Biala-Gora, nach dem friedlichen häuslichen Herde, an welchem die beiden lieben Alten geduldig ihrer harrten, und vor allem nach der sanften Atmosphäre der Liebe, in der sie dort gelebt hatte und nach der ihr Herz verlangte, wie nach der unentbehrlichen Nahrung.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Ich möchte gern zu Großpapa zurückkehren!“

Es ist morgens neun Uhr. Zaremba hat einen Haufen Briefe vor sich und durchfliegt seine Korrespondenz. Zwischen all den Geschäftsbriefen findet sich ein Couvert mit großem vergoldeten Namenszuge und er betrachtet dasselbe voll Unruhe. Er zögert, es zu erbrechen, seine Hände zittern, er denkt mit Schrecken an die Täuschung, die es enthalten kann. Endlich entschließt er sich und zerreißt langsam den Umschlag — es flimmert ihm vor den Augen.

„Sie wird die Ihrige werden, lieber Freund,“ so lauten die Spinnenfüße der Gräfin. Aber die Buchstaben tanzen ihm so vor den Augen, daß er die Zeilen dreimal lesen muß, um den Sinn zu fassen.

„Sagtest du was, Mischa?“ fragte er.

Dabei schwankte seine Stimme so stark, daß er sich räuspern mußte, um sie zu festigen. „Sie wird die Ihrige werden,“ sagte der Brief. . . . O, mein Gott, mein Gott! Sein Herz drohte zu springen.

„Ich möchte gern zu Großpapa zurückkehren,“ wiederholte das Kind mit klagender Stimme.

Diesmal hatte er verstanden.

„Wie? Wer wird daran denken, seinen Papa im Stiche zu lassen?“

Leidenschaftlich umschlingt er die Kleine, hebt sie zu sich empor und überschüttet sie mit Küssen und Liebkosungen. Sie sieht so bleich aus, ist gar nicht munter! Nun ja, er hat sie in diesen Tagen etwas vernachlässigt — aber sie muß ihm das schon verzeihen; er fühlte sich in der letzten Zeit so unglücklich. Aber das hat jetzt ein Ende; die Tage des Kummers und der Sorge sind vorüber — jetzt kann er sich wieder ganz seiner Mischa widmen.

Die Kleine hört ihm mit Entzücken zu. Ihr Herzchen schwillt vor Dankbarkeit und schlägt heftig. Große Thränen hängen in ihren Wimpern.

„Und nächsten Montag,“ fährt er fort, „nächsten Montag fahren wir im Schlitten nach dem Sandberge; ich verspreche es dir hiermit. Und dann noch eine Ueberraschung. Ich werde an Großpapa und Tante Malwine schreiben, daß sie

zum Weihnachtsfeste hierher kommen, und dann werden wir einen Christbaum anzünden und Kolendys (Weihnachtslieder) singen. Malwine wird ihr flohfarbenes Seidenkleid anziehen und ihren Kopfputz mit den Päonien aufsetzen! . . ."

Mischa lacht laut auf. Ihr ganzer schwerer Kummer ist unter den väterlichen Liebkosungen verschwunden, wie eine Aprilwolke. Sie drückt das Gesichtchen in den seidenweichen, goldnen Bart und horcht entzückt auf die guten, lieben Worte, die sie in Wonne wiegen. Alles andre ist ihr gleichgültig. Wer sagt denn, daß sie ihren geliebten Papa hat verlassen wollen? Im Uebermaß ihrer Freude hat sie ganz vergessen, was ihr denn eigentlich Kummer bereitet.

Zehntes Kapitel.

Drei Tage später sitzt Mischa strahlend vor Freude, bei prächtigem Sonnenschein, zur Rechten ihres Vaters in einem eleganten, mit zwei feurigen Arabern bespannten Schlitten. Auf dem Bocke thront in stolzer, etwas vornübergeneigter Haltung ein Krakauer Kutscher in großer Livree, dessen karmesinroter Mantelkragen mit Tressen und Goldstickereien verziert ist. Die Pferde fliegen dahin wie der Wind.

Plötzlich biegen sie links ab. „Warum links, da der Sandberg rechts liegt?" fragt das Kind. Sie kommen an dem Garten der Jesuiten vorüber, der aussieht, wie ein eingeschneiter Kirchhof, und nun sind sie vor dem Hause der Marschallin.

Der Kutscher hält.

Mischa fühlt, wie sich ihr kleines Herz zusammenkrampft und richtet einen unruhig forschenden Blick auf den Vater.

„Nicht wahr, Seelchen, es ist dir recht, daß wir Helene mitnehmen?" fragt er mit seinem zärtlichsten Lächeln. „Du weißt, sie ist krank gewesen . . . es wird sie ein bißchen zerstreuen!" . . .

Mischa beißt sich auf die Lippen, die Kehle ist ihr wie zugeschnürt. Der Gedanke, ihr Glück mit jemand teilen zu

sollen, bereitet ihr Schmerz. Aber schnell verscheucht sie diese selbstsüchtige Regung: „Geh, Papa, hole sie!“ sagt das Kind mit tapfrer Selbstüberwindung.

Halka scheint lange Zeit zu brauchen, um sich fertig zu machen, und es dauert eine Ewigkeit, ehe der Bankier wieder kommt. Endlich erscheinen sie. Das Einfahrtsthor öffnet sich. Zuerst fährt ein Schlitten heraus, in welchem die Marschallin und Gräfin Wanda sitzen, dann folgt Helene. Sie sieht sehr rot aus, trägt eine kleine hübsche Pelzmütze tief in die Stirn gedrückt und ist vom Hals bis zu den Füßen in einen weiten braunen Pelzmantel eingehüllt. Stanislaus folgt ihr strahlend vor Freude und Stolz. Das Kind verschwindet fast zwischen den beiden unter der dicken Decke von Bärenfell.

„Vio!“

„Wollen wir nicht außen um die Stadt herumfahren?“ fragte Helene leise und etwas zögernd.

Stanislaus begreift, daß sie sich noch nicht gern angesichts der ganzen Stadt mit ihm zeigen möchte.

„Die große Straße, Maschik!“ ruft er dem Kutscher zu.

Und wieder fliegt der Schlitten über den Schnee. Die Vorübergehenden bleiben stehen, um den glänzenden Gespannen nachzublicken, die unter lustigem Schellengeläut dahinsausen und den Schnee zu feinem, im Sonnenschein wie Gold flimmerndem Staub aufwirbeln.

Sie kommen an der St. Annenkirche vorüber, vor welcher der Kutscher demütig die viereckige Mütze lüftet. Die Straße ist hier sehr belebt und durch eine Menge von Wagen fast versperrt. Die Schlitten winden sich nur mühsam durch das Gedränge und der ungeduldige Maschik schwingt ärgerlich die Peitsche. Was denkt denn nur sein Herr, daß er den Weg durch diese häßliche Vorstadt wählt?

Auf der vor ihnen liegenden, nach der kleinen Stadt Janow hinführenden, langen, weißen Heerstraße kommt ein langer Zug mit Holz beladener Schlitten daher. Die Fuhrknechte haben ihre Sitze verlassen und gehen neben den Pferden. In ihren Kozuchs — langen, dicken Schafpelzen — und der Czapka, welche keck und unternehmend auf dem

vorn dicht über den Augen verschnittenen, hinten auf die Schultern herabfallenden Haar sitzt, nehmen sich diese Söhne der slawischen Erde sehr stattlich aus. Ernst und unbekümmert um die Fortschritte der ringsum gärenden Civilisation, gehen sie einher. Wirft das Schicksal sie morgen auf ein Schlachtfeld, so werden sie sich ganz einfach mit der selbstvergessenen Tapferkeit schlagen, die bei ihnen fast nicht wie ein Verdienst erscheint, weil der Mut für sie etwas Selbstverständliches ist und einen Teil ihres Wesens ausmacht — und geht der Tod zufällig an ihnen vorüber, so kehren sie ebenso ruhig in die Heimat zurück, um ihr hartes Dasein unentwegt in demselben engen Geleise wieder aufzunehmen, das ihre Väter und Vorväter gezogen.

Endlich hat Maschik wieder freie Bahn vor sich. Der Himmel ist von wolkenloser Bläue. In dem Hofe eines Hauses spielt eine Drehorgel einen Walzer von Strauß und die Sonne scheint so heiß auf die Dächer, daß der schmelzende Schnee sich massenhaft in den Dachrinnen staut, welche ihren Inhalt ohne jeden Warnungsruf auf die Vorübergehenden ausschütten.

Mischa lacht über alles, plaudert und fragt. Ihr lustiges Gezwitscher dient gleichsam als Bindestrich zwischen Helene und dem Bankier, die kaum noch ein Wort miteinander gewechselt haben. Sie beobachten sich gegenseitig.

„O, Papa! Was für ein trauriger Zug!“

Die große Thür eines grauen, sehr unheimlich aussehenden Gebäudes hat sich geöffnet und heraus treten etwa zehn Gefangene, welche einen der Ihrigen zur Erde bestatten. Die Männer sind in groben, grauen Wollstoff gekleidet und vier von ihnen tragen den Toten. Hinter der Bahre gehen die übrigen, welche Schaufeln, Stricke und ein grob gezimmertes hölzernes Kreuz tragen. Zu beiden Seiten des Zuges marschiert ein Soldat mit der Flinte auf der Schulter, von der er bei dem geringsten Anzeichen eines Fluchtversuches Gebrauch machen würde. Der kleine Trupp kommt langsam heran; die Männer halten die Köpfe gesenkt, als ob es sie demütigte, ihre Schande so am hellen Tage zur Schau tragen zu müssen.

Der Schlitten hält. Die Männer haben die Häupter entblößt — aber welch ein seltsamer und zugleich peinlicher Kontrast zwischen diesem märchenhaft prächtigen, goldstrotzenden Gefährt, das zur Seite lenkt, um jene Auswürflinge der Gesellschaft vorüber zu lassen, und eben diesen Parias, welche ihren von einem Grabe zum andern führenden Weg in stumpfem Schweigen verfolgen!

Der Schlitten ist weiter gefahren. Man befindet sich jetzt mitten im Judenviertel. Ueber jeder Thür erblickt man hebräische Inschriften; abgezehrte Frauen mit roten, entzündeten Augen preisen den Vorübergehenden mit näselnder Stimme ihre Waren an. Dicke Flechten rötlichen Haares schlingen sich um ihre rasierten Köpfe und vertreten die Stelle von Perücken. In dem halb geschmolzenen Schnee wimmelt es, wie in einem Bienenstock, von Scharen kreischender Kinder.

Der Horizont klärt sich immer mehr und der Sandberg mit der Ruine der alten Löwenburg, dem sogenannten „Hochschloß", steht in einer Glorie von Licht. Die Luft wird frischer.

„Frieren Sie, Halka?"

Der Bankier wagt es zum erstenmal, sie mit dieser vertraulichen Abkürzung des Namens zu nennen, die ihm so angenehm von den Lippen geht.

Sie macht eine verneinende Bewegung, während ein nervöses Zucken über ihr bleiches Gesicht huscht. Hat der Name ihr die vergangenen peinlichen Tage, den Wechsel der Ringe ins Gedächtnis gerufen und sie erinnert, daß ihm ein Recht zu dieser Vertraulichkeit zusteht?

Die Schlitten haben das Plateau des Berges erreicht und die Pferde ruhen sich aus. Von der alten Löwenburg sind zwar nur noch spärliche, formlose, von Gestrüpp überwucherte, jetzt von einer dicken Schneelage bedeckte Reste übrig, aber eine durch den Wald gehauene Lichtung bietet die herrlichste Aussicht auf die unten liegende, jetzt wie in Sonnenschein gebadete, funkelnde Stadt. Alles blitzt und glänzt, die Türme, die Häuser, die Fensterscheiben, die weißen Bäume der Ringpromenade mit ihren krystallisierten Aesten, die grauen und roten Dächer, die hin und wider durch die

schmelzende Schneedecke zum Vorschein kommen. Und weiterhin, am jenseitigen Abhange erhebt die herrliche, dem heiligen Georg geweihte ruthenische Kirche, deren unregelmäßige Linien hie und da durch das dunkle Behänge des Tannenwaldes verdeckt werden, ihre Kuppeln und unzähligen, fein ausgearbeiteten Türmchen in die wunderbar klare Luft.

„Wie schön!“ murmelte Helene.

„Ja, unter der Zauberkraft einer solchen Sonne! Die St. Georgskirche hat einige Aehnlichkeit mit der Superga in Turin.“

„Sie sind in Italien gewesen?“

Mit dieser Frage hofft das junge Mädchen endlich ein gleichgültiges Gespräch einzuleiten. Italien! Dahin wollte er sie ja führen. Er versucht, ihr dies durch Blick und Wort mitzuteilen, soweit dies angeht, ohne dem Kinde — das zwischen ihnen sitzt, ernsthaft zuhört und sie mit seinen großen, unschuldigen Augen aufmerksam ansieht — zu verraten, um was es sich handelt.

„Mischa weiß also noch nichts,“ dachte Helene. „Sollte er sich vielleicht scheuen, es ihr zu sagen?“

Ihr Stolz bäumt sich auf bei dem Gedanken, daß ihr Verlobter der Kleinen seine demnächstige Wiederverheiratung verheimliche.

Der Kutscher läßt die Pferde im Schritt weitergehen und Mischa, des langen Stillsitzens überdrüssig, kniet ohne Umstände auf den Sitz, wirft die kastanienbraunen Locken zurück und beginnt — vielleicht ermuntert durch die tiefe Stille des Waldes — mit heller Stimme ein Volkslied zu singen:

„Mein Bräutigam hat sich
Im Brunnen ertränkt.
Ich weine, ich weine,
Und von meinem Tanzen
Die Diele sich senkt.
Aber Trauer trag' ich nicht,
Denn mein Herz, das liebt dich nicht.“

„Von wem hast du denn solchen Unsinn gelernt? Das hat ja weder Sinn noch Verstand! . . . Du bist ganz und gar ein Bauernmädchen geworden, und das muß anders werden!“

„Warte, Papa, ich singe dir ein viel schöneres Lied,“

entgegnet das Kind und beginnt sofort mit sanfter, melancholischer Stimme:

„Es bläst der Wind,
Es pfeift der Wind,
Die hohen Bäume neigen sich.
Ich aber bin voll Traurigkeit,
Mein Liebster, ach, wo find' ich dich?
Komm wieder, komm, du wirst es seh'n —
Ich muß in Gram um dich vergeh'n."

Wo hat das Kind gelernt, diese Liebesklage mit so schmerzlichem Ausdruck zu singen? Hat es eine Ahnung, daß sich Helenes Herz dabei krampfhaft zusammenzieht?

„Aber nun sei still, Micheline, es ist genug!" brummt der Bankier in strengem Tone. „Fahr zu, Maschik!"

Der Kutscher setzt die Pferde in Trab und der Schlitten fliegt auf dem holprigen Wege in rasender Schnelligkeit bergab — in solcher Schnelligkeit, daß die Insassen kaum im stande sind, das Gleichgewicht zu behaupten. Dabei heitern sich die Gesichter wieder auf. Mischa lacht wie ein kleiner Kobold und alle drei langen durchrüttelt und durchschüttelt unter lautem Gelächter am Fuße des Berges an.

Da, wo die beiden Wege zusammenstoßen, kommt ihnen ein kleiner, niedriger Schlitten, in welchem zwei Herren in Uniform sitzen, entgegen. Als das Gefährt sich nähert, erkennt man die Gesichter.

„Hurra! Es ist Konrad Mirski und der junge Jurkiewitsch!"

Helene ist totenbleich geworden — das Lachen erstirbt ihr in der Brust und droht, sie zu ersticken. Konrad! Sie hat geglaubt, er sei auf und davon — sei weit, weit fort!

Er, der in seinem Militärmantel sehr männlich aussieht, blickt sie anfänglich wie erstaunt an. Er begreift nicht gleich den Zusammenhang der Dinge. Er hat wohl gehört, daß sein Kamerad ihm zugerufen: „Da kommen die Neuverlobten!" aber er hat den Sinn der Worte, die an sein Ohr schlugen und nur als Klang haften blieben, nicht gefaßt. Jetzt erst geht ihm über ihre Bedeutung ein helles Licht auf. Er versteht jetzt, was sie sagen wollen, und bricht

in ein lautes, konvulsivisches Lachen aus. Der Bankier, vergnügt und stolz darauf, sein Glück zu zeigen, grüßt ihn heiter.

„Werden Sie zum Weihnachtsfeste in Lemberg sein, meine Herren?"

„Ich nicht, Gott sei Dank!" entgegnete Konrad.

„Dann wünsche ich Ihnen vergnügte Feiertage! Wir sehen uns hoffentlich während der Karnevalszeit!"

Konrad hat sich blitzschnell zu Helene hinübergebeugt und ihr mit heiserer Stimme zugeflüstert: „Meine besten Glückwünsche, Komtesse!"

Dann haben sich die Pferde wieder in Trab gesetzt, und immer dem Schlitten der Marschallin folgend, fliegen sie dahin.

„Dieser kleine Mirski!" plauderte der Bankier. „Ich wette, sein altes Original von Vater hat ihm nicht geschrieben, daß er auf dem besten Wege ist, ein reicher Mann zu werden. Es scheint, nach den Angaben der Ingenieure, daß man auf seinem Gute einen großen petroleumhaltigen Strich entdeckt hat. Wenn der alte Rückschrittler seinen Vorteil verstünde, so schickte er den Sohn nach Amerika, um dort die beste Methode der Oelgewinnung zu studieren. Es gibt dort Bohrlöcher von zweitausend Fuß Tiefe und . . ."

Er hätte noch lange so weiter reden können, ohne daß Helene ihn hörte. Mit schmerzlich verzogenem Gesicht saß sie da und sah nichts, als den flammenden Blick voll Hohn, der sie getroffen — hörte nichts, als die in bittrem Tone hervorgestoßenen Worte des jungen Mannes, der ihr sein Leben zu Füßen gelegt und den sie zurückgewiesen hatte. Sie dachte noch einmal an alles und sagte sich, daß, selbst wenn sie das Geschehene wieder gut machen und ihn zurückrufen wollte, es zu spät wäre.

Elftes Kapitel.

Trotzdem Zaremba den lebhaften Wunsch hegte, die Vilia, d. h. den heiligen Weihnachtsabend, mit Glanz bei sich zu feiern, konnte er der dringenden Einladung der Marschallin zu diesem Feste nicht ausweichen.

„Sie werden es doch nicht ablehnen, dies erste Mal das Brot bei Ihrer Braut zu brechen, Stanislaus!“ sagte die würdige Dame.

Gleich darauf hatte sie sich mit Daniel, ihrem Koch, in eine Beratung über den Küchenzettel vertieft, der, dem Herkommen gemäß, zu Ehren der zwölf Apostel an diesem Tage zwölf Gerichte umfassen muß. In der Küche war bereits das Material dazu aufgestapelt. Gehäufte Körbe voll steifgefrorener Fische mit blutigen Kiemen: goldbraune Karpfen, Barse mit stachlichen Rückenflossen, Schleien, silbergesprenkelte Brassen, Hechte von ungeheurer Größe standen in Massen da.

„Wieviel Fische haben wir, Daniel?“ fragte die Marschallin.

„Mit Einschluß der für den zweiten Tisch bestimmten vier Pud, Excellenz,“ lautete die befriedigende Antwort.

Die Erinnerung an den Weihnachtsabend pflegt in den Angehörigen der verschiedenen Nationen je nach Land und Sitte auch die verschiedenartigsten Vorstellungen von Gaumengenüssen wachzurufen. Hier verbindet sich das Wort ganz von selbst mit dem Dufte von getrüffelten Putern und Fasanen, dort mit dem von bräunlichem Gänsebraten, Hummersalat, Plumpudding, wildem Schweinskopf u. s. w.; in Galizien, wie überhaupt in ganz Polen bringt man an diesem Abende weder Wild noch Geflügel auf den Tisch. Anstatt die Adventszeit an dem Abend zu begraben und ihn als frühen Vorboten des „Karnevals“ zu begrüßen, wird hier das landesübliche Abendessen vielmehr als Schlußstein einer vierwöchentlichen Entsagung betrachtet und gibt Veranlassung zu einer wahren Schwelgerei in Fischen.

Diese Mahlzeiten, welche am Abende beim Erscheinen des ersten Sternes am Himmel stattfinden, haben einen ganz patriarchalischen und beinahe geheiligten Charakter. Man ladet dazu nur den engeren Kreis der Verwandten ein. Es ist gleichsam das Fest der Großeltern und Kinder — einer jener wundervollen alten Gebräuche, die sich trotz des vom Abendlande herüberwehenden Skepticismus hier noch in vollem Ansehen erhalten haben, an welchen auch die Diener-

schaft Anteil nimmt, bei denen sich oft vier Generationen vereinigen und welche, da sie alljährlich wiederkehren, viel zur Erhaltung des Familiensinnes beitragen und Zerwürfnisse und hartnäckige Streitigkeiten in der Verwandtschaft verhindern.

In diesem Jahre war das Thermometer am 24. Dezember auf 15 Grad unter Null gesunken. Seit dem Morgen wehte ein scharfer Nordwind und die zur Seite des Trottoirs aufgehäuften Schneehügel hatten bereits die Höhe von drei Fuß erreicht. Aber trotz des unbarmherzigen Windes und der schneidenden Kälte, die an den Schnurrbärten der Männer und an den Schleiern der Damen wahre Tropfsteingebilde hervorrief, strahlten alle Gesichter und man sah es den eilig einherschreitenden, bis über die Ohren in dicke Pelze gehüllten Menschen an, daß an diesem Abende jeder — der Arme, wie der Reiche — sein im voraus bestimmtes warmes Plätzchen an irgend einem gastlichen Herde hatte. Die Nacht brach schnell herein und bereits ließen sich einzelne lustige Weihnachtslieder, sowie die schleppenden, eintönigen Weisen der kleinen Kolendysänger hören, welche an diesem Abende mit bunten Laternen durch die Straßen ziehen, um ihre Krippen aufzustellen und milde Gaben einzuheimsen.

Bei der Marschallin waren schon die meisten der geladenen Gäste versammelt. Zu den ersten hatte der alte Johann Sawinski gehört, der sich in seiner Czamarka, dem reich verschnürten mit oxydierten Silberagraffen geschlossenen polnischem Rocke, ungemein stattlich und malerisch ausnahm. Er unterhielt sich freundschaftlich mit der Wirtin, beobachtete aber verstohlen Helene, welche an diesem Abende in ihrem einfachen weißen Linonkleide bezaubernd aussah. Sie lag in die Kissen eines Diwans zurückgelehnt und hörte mit zerstreuter, herablassender Miene die verliebten Schmeichelreden des Bankiers an, welcher sich, zu ihr gebeugt, an dem Liebreiz ihrer Erscheinung berauschte. Er fand sie heute überaus reizend und besonders soviel freundlicher als gestern, wo sie ihm düster und völlig unzugänglich gegenüber gesessen.

Er hatte sich in der letzten Zeit nachts immer ein wenig mit Zukunftsträumen und viel mit der Frage beschäftigt, wie er Helene am nächsten Tage finden werde.

Auf einem Sofa, auf welchem Gräfin Wanda ihr durchaus den Platz zur Rechten aufgedrungen, thronte, nach unendlichen gegenseitigen Verbeugungen und höflichen Redensarten, Fräulein Malwine in der stolzen Pracht ihres Falbelkleides und ihrer Schmetterlingsfrisur.

Mischa, die sehr ruhig und nachdenklich aussah, hielt sich in ihrer Nähe und ließ die großen, fragenden Augen von einem der Anwesenden zum andern wandern. Man hatte ihr heute den Sachverhalt mitteilen wollen, hatte dies aber auf Bitten der Amme, welche noch mit Schrecken an die Verzweiflung des Kindes bei dem kürzlich unternommenen Versuche dachte, unterlassen.

„Sie mag sich nur nach und nach an unsre zukünftige junge Herrin gewöhnen," hatte Pawlowa gesagt. „Wenn wir erst wieder draußen auf dem Lande sind, kann man ihr alles vorsichtig und in aller Ruhe beibringen und erklären."

Endlich erschienen die letzten der geladenen Gäste: ein großer, stattlicher Dominikaner von sehr militärischem Ansehen und zwei junge Neffen der Gräfin, welche in Lemberg erzogen wurden.

Ein Diener meldete, daß das Abendessen aufgetragen sei.

Nun ergriff die Marschallin in feierlicher Weise einen Teller mit geweihten, das heilige Zeichen tragenden Oblaten, näherte sich jedem einzelnen ihrer Gäste und brach mit jedem von ihnen das heilige Brot. Jeder einzelne that unter dem Austausch gegenseitiger Glückwünsche dasselbe mit seinen Nachbarn. Eine rührende Empfindung der Brüderlichkeit ging durch die Gesellschaft.

Im Speisezimmer lag unter dem Tafeltuche eine dünne Schicht Heu, welches an die heilige Krippe erinnern sollte und auf den Anrichttischen war eine solche Verschwendung mit diesem Material getrieben, daß kein Glas und keine Flasche grade und sicher stand.

Die Gäste nahmen nach Rang, Stellung und Alter — die Damen rechts, die Herren links — am Tische Platz.

Man trug zwei Suppen auf, unter denen die Gäste wählen konnten, Mandelsuppe und Fischsuppe.

„Ich hätte beinahe nicht kommen können," sagte zwischen

zwei Löffeln der Dominikaner. „Einer unsrer Brüder, ein Franzose — wir haben ihn im Kloster immer nur den Vater Mayonnaise genannt — liegt im Sterben. Glücklicherweise wird er aber diese Nacht noch nicht in Abrahams Schoß eingehen!"

„Sie hätten uns durch Ihr Wegbleiben einen rechten Streich gespielt, Vater Calixtus!" rief die Gräfin mit ihrer tönenden Stimme. „Wir würden dann in ungleicher Zahl zu Tisch gewesen sein und hätten eine der Kammerfrauen mit an die Tafel setzen müssen."

Nach und nach wurde das Gespräch lebhafter. Zwei Diener reichten langsam die sehr zierlich angerichteten Speisen herum. Nach dem ersten Gange: Forellen in leicht gezuckertem Gallert, erschien ein riesiger Hecht à la juive, welcher ein Murmeln der Bewunderung hervorrief.

„Vater Prior, Sie wissen doch, daß es heißt: Post pisces vinum misces!" sagte der Bankier, indem er dem Dominikaner das Glas mit Tokayer füllte.

„Natürlich!" entgegnete vergnügt der Prior, indem er sein Glas auf einen Zug leerte und dasselbe, um es von neuem füllen zu lassen, dem Bankier wieder hinhielt, „aber das alte polnische Sprichwort sagt noch besser:

‚Nach dem Fisch thut Wasser nicht wohl,
Keinen Wein trinke nach dem Kohl,
Und solang' es junge Mädchen gibt,
Sei in kein altes Weib verliebt.'"

Die ganze Tischgesellschaft lachte.

Johann Sawinski erhob sein Glas, indem er Stanislaus einen verständnisvollen Blick zuwarf.

„Bravo! Das sind gesunde Lebensregeln!" rief er.

Helene wurde dunkelrot. Sie fühlte, daß alle Augen auf sie gerichtet waren, und Mischa, welche sie mit den Blicken eines enfant terrible beobachtete, sagte laut: „Wie rot Sie geworden sind!"

Ein Fischgericht folgte dem andern in einer Verschiedenartigkeit der Zubereitung, die geradezu bewundernswürdig war. Karpfen in Bier gekocht, mit Honig gesüßt und mit Mandeln und Rosinen garniert, bildeten den Schluß und

fanden den ungeteiltesten Beifall der Gäste. Dann kam kleines Backwerk und Kompott — endlich wurde der Nachtisch aufgetragen.

Johann Sawinski und Vater Calixtus unterhielten sich lebhaft; sie hatten sich in die Erinnerungen an ihre Feldzüge vertieft, und je mehr sie sich ereiferten, je mehr wandte sich ihnen die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste zu.

„Ja, es war eine gewaltige Zeit!“ sagte der Dominikaner mit seiner schönen, ernsten Stimme und erzählte nun in bunter Abwechslung, wie es ihm gerade in den Sinn kam, große Züge von Mut und Tapferkeit oder kleine humoristische Einzelheiten. Er erzählte von seinen Ansprachen an das Volk, die er da unten auf den zertretenen Grabhügeln und umgestürzten Leichensteinen des Kirchhofes am hellen Mittage, mit dem Kreuze in der Hand, gehalten hatte — tollkühne Reden, voll jugendlicher, übersprühender Begeisterung, in welchen sich die opfermutige Seele dessen ergoß, der sie hielt. Dann berichtete er von der Tapferkeit der Aufständischen, die, fast ohne Waffen, in Lumpen gekleidet, von Hunger gepeinigt, kämpften und ohne ein Wort, ohne einen Klagelaut unter den Kartätschen der Soldaten zusammenbrachen. Und weiter erzählte er von jener entsetzlichen Flucht, die sie — als ihre Kraft erschöpft war — in der Nacht durch Sumpf und Moor antraten, um oft bis an die Hüften in Schlamm versinkend, in einem doppelten, furchtbaren Kampfe gegen den sie verfolgenden Feind und die Naturgewalten zu unterliegen.

Die am untern Ende des Tisches sitzende Jugend, Mischa und die beiden Schüler, glühte vor Begeisterung.

Der Marschallin standen Thränen in den Augen.

„Welche schmerzliche Zeit!“ murmelte sie.

„Und doch machen solche Momente die Krone unsres Daseins aus. Es sind die einzigen im Leben, die wirklich der Mühe des Daseins lohnen.“

Gräfin Wanda, welche Malwine über den Adel in der Umgebung von Biala-Gora ausgefragt hatte, unterbrach jetzt das Gespräch.

„Bitte, Vater Calixtus, erzählen Sie einmal, wie man

Sie hier im Kloster empfing, nachdem Ihr Orden aus Lubelski vertrieben worden war," sagte sie.

„Ich wurde hier allerdings übel genug aufgenommen," entgegnete der Dominikaner lächelnd. „Die guten Patres — fast lauter Deutsche — betrachteten mich als einen Abenteurer und der Bruder Pförtner warf mir am Abend beinahe verächtlich eine abgenutzte Decke in die Zelle, sowie ein altes Betpultkissen, um mein Haupt darauf zu betten. Einige Tage später — es war gerade am Weihnachtsabende — wurde der ehrwürdige Vater Ladislaus, der am andern Morgen predigen sollte, ernstlich krank. Das Kloster geriet in die größte Aufregung. Was sollte nun werden? ... Was war zu thun? ... Einer der Brüder sagte dem Prior, daß ich vielleicht im stande sein würde, eine Predigt zu halten.

„,Dieser Mensch sollte predigen! ... Hast du den Verstand verloren? ... Er ... ein Raufbold ... ein Mensch der das Volk zum Aufstande hetzt. ... Er würde uns ja das Dach über dem Kopfe in Brand stecken! ...'

„,Aber man könnte ihn ja vorher gehörig ins Gebet nehmen ... ihn warnen ...'

„Die Zeit drängte — es gab keinen andern Ausweg ... der Prior ließ mich rufen und empfing mich mit gerunzelter Stirn: ,Sie wissen, Pater Calixtus, daß Sie morgen keine Gemeinde von dummen Bauernlümmeln vor sich haben werden, sondern eine aufgeklärte, gebildete, aristokratische Zuhörerschaft. Sie dürfen das Kloster nicht um Ehre und Reputation bringen ... verstehen Sie?'

„,Ich würde Ehrwürden nur um Angabe des Textes bitten, über den ich zu predigen habe!'

„,Der Text ist: Jesus, der Gesalbte des Herrn ist gesandt, den Elenden und Armen das Evangelium zu verkündigen.'

„Am andern Tage fehlte keiner der Patres bei der Messe, und umgeben von der feierlichsten Stille, begann ich meine Predigt. Ich sprach anfangs etwas leise, denn ich war selbst sehr bewegt — aber je länger ich redete, je mehr fühlte ich, wie der Gegenstand mich fortriß und elektrisierte. Ich sah keine einzelne Person mehr, es war mir zu Mute, als sei ich selbst der Gesalbte des Herrn, erwählt unter

Tausenden, meinen Brüdern und Stammesgenossen die freudige Botschaft zu bringen ... und alles um mich her vergessend, folgte ich rücksichtslos dem Zuge meines Herzens. ...

„Als ich wieder hinabblickte auf meine Zuhörerschaft, sah ich, daß die meisten weinten, und bestürzt eilte ich in meine Zelle, um das Gewitter zu erwarten, das ich über mich heraufbeschworen zu haben glaubte. Endlich trat der Prior bei mir ein, aber wer beschreibt mein Erstaunen, als er auf mich zueilte, mich in die Arme schloß und mit feuchten Augen sagte: ‚Ich bin zufrieden, mein Sohn!‘

„Darauf entgegnete ich ihm etwas anzüglich: ‚Ich hätte es vielleicht noch besser gemacht, mein Vater, wenn ich die Arme hätte aufheben können.‘ Dabei zeigte ich ihm die in Fetzen herabhängenden Aermel meiner Kutte.

„Am andern Tage bekam ich ein neues Gewand und auch ein Kopfkissen! ...“

„Vergessen Sie doch nicht hinzuzusetzen, Vater Calixtus, daß man Sie seitdem dreimal nacheinander zum Prior gewählt hat.“

Die Marschallin war inzwischen vom Tische aufgestanden. Die Gäste folgten ihrem Beispiele und wünschten sich inmitten des Lärms, der durch das Rücken der Stühle entstand, gesegnete Mahlzeit. Dann zogen alle an der Wirtin vorüber, welche, auf der Schwelle der zum Salon führenden Thür stehend, die üblichen Handküsse mit der ganzen Grazie einer Dame des vorigen Jahrhunderts in Empfang nahm.

Im Salon zündeten die Herren ihre Cigaretten an. Nach den solange ausgedehnten Tafelfreuden machte sich eine allgemeine Ermüdung geltend, und als Johann Sawinski eine Partie Whist vorschlug, nahm man schweigend am Spieltische Platz.

Zaremba beteiligte sich nicht an der Partie; er versuchte, sich Helene zu nähern, aber sie hatte ihre frühere Zurückhaltung wieder angenommen. Hinter dem Flügel zwischen den beiden Schülern verschanzt, sang sie diesen mit gedämpfter Stimme melancholische Weihnachtslieder aus der Ukräne vor, und ärgerlich zog sich der Bankier in das dunkle

Rauchzimmer zurück, um dort ganz allein seine Cigarette zu Ende zu rauchen.

Aus der Entfernung tönte der Gesang Helenes mit allen Modulationen einer unendlichen Zärtlichkeit zu ihm herüber. Welche zahllosen Facetten zeigten sich doch in der Natur des rätselhaften Mädchens! Diese vibrierenden Töne kamen aus einer leidenschaftlichen, liebesfähigen und liebebedürftigen Seele — aber würde jemals der Tag kommen, da dies stolze Geschöpf seinen starren Sinn beugen, sich demütigen, mit einem Worte lieben konnte!

Plötzlich brach der Gesang ab. Das Herz des Bankiers begann heftig zu schlagen. Würde sie jetzt kommen, um ihn aufzusuchen? Er rührte sich nicht, sondern war fest entschlossen, in der Ecke des dunkeln Gemaches sitzen zu bleiben, in die er sich in seinem Mißvergnügen zurückgezogen. Und dennoch empfand er ein peinigendes Verlangen, sie zu sehen. Ein leichtes Geräusch, fast nur wie Flügelrauschen, veranlaßte ihn, die Augen aufzuschlagen, und inmitten der Thüreinfassung erblickte er die weiße Gestalt. Sie konnte ihn nicht sehen und er wagte nicht zu sprechen, aus Besorgnis, sie möchte davonfliegen. Mit dem ruhigen Schritte einer jungen Königin trat sie näher. Er hielt den Atem an — sie schritt langsam vorwärts.

Als sie in erreichbare Nähe gekommen, streckte er plötzlich die Hände aus und bemächtigte sich der ihrigen wie ein Dieb.

Sie gab keinen Laut von sich, aber er fühlte, daß sie unter seiner Berührung erzitterte.

„Ich habe Sie und halte Sie!“ sagte er sehr leise.

Sie suchte sich von ihm loszumachen.

„Wenn Sie wollen, daß ich hier bleibe, so zünden Sie Licht an!“ sagte sie gebieterisch.

Ohne ihre Hand freizugeben, brannte er eine Kerze an.

„Sind Sie hierher gekommen, um mich aufzusuchen?“ fragte er, indem er sein Gesicht dem ihrigen näherte.

Mit einer instinktiven Bewegung schnellte sie zurück.

Es durchschauerte ihn kalt.

„Manchmal könnte ich denken, Sie haßten mich,“ sagte er in bittrem Tone.

Sie protestierte durch ein leises Lachen gegen diese Unterstellung, fing aber dennoch an, gegen ihren sentimentalen Verlobten in Zorn zu geraten. Bildete er sich wirklich ein, sie sei gekommen, um hier ein verliebtes Schäferspiel mit ihm aufzuführen?

Und als er versuchte, seinen Arm um ihre Taille zu legen, traf ihn ein grausames Wort.

„Wenn Sie wüßten, wie lächerlich sich ein Mann in Ihrem Alter in solcher Rolle ausnimmt!" sagte sie.

Er wurde rot unter dem Peitschenhiebe, und sie fest an den Handgelenken packend, sagte er mit halb von Lachen, halb von Zorn erstickter Stimme: „Ich schwöre Ihnen, daß Sie dies Zimmer nicht verlassen werden, ohne mich geküßt zu haben!"

„Ah, wirklich!"

Sie lachte ebenfalls, aber mit blassen Lippen, und dämpfte die Stimme, denn sie schämte sich, Zuschauer zu dieser jetzt lächerlich werdenden Scene herbeizuziehen.

Er ließ sie nicht los, sondern erneuerte nur seinen Versuch, sie an sich zu ziehen.

„Nehmen Sie sich in acht," preßte sie zwischen den geschlossenen Zähnen hervor, „nehmen Sie sich in acht — ich rufe um Hilfe!"

Plötzlich ertönte ein schneidender Jammerlaut: „Nein, Papa, nein! Bitte, thue es nicht!"

Stanislaus hatte, schnell ernüchtert, Helene losgelassen.

Vor ihm stand mit aufgelöstem Haar, verschlafenen, wirren Augen, zitternd und schluchzend die Arme nach ihm ausstreckend, Mischa.

Hart und im höchsten Grade ärgerlich stieß er sie zurück.

„Was machst du hier, was bedeutet das?" fuhr er sie in rauhem Tone an.

„Ich weiß nicht . . . ich war so müde und habe geschlafen. O, Papa, Papa, ich will keine neue Mama! . . ."

Das Geschrei des Kindes hatte alle Anwesenden herbeigezogen. Man drängte sich in das Zimmer, man fragte.

Gräfin Wanda war ebenfalls herbeigeeilt.

„Wird der kleine Unband gleich schweigen!" rief sie mit herber Betonung.

Mit Schrecken sah sie es schon zu einem Bruche kommen.

Johann Sawinski, der die möglichen Folgen des unangenehmen Auftritts schnell begriff, nahm das Kind in die Arme und trug es in ein entferntes Zimmer. Malwine und die Marschallin folgten ihm und ließen den Bankier, der außer sich war und vergebliche Versuche machte, Helene zu beruhigen, in den Gesellschaftsräumen zurück.

Nachdem sich die Thür hinter den drei alten Leuten geschlossen, drückten sie sich stumm die Hände. Mischa lag regungslos in den Kissen eines Diwans. Plötzlich richtete sie sich auf und blickte den alten Herrn fest mit den dunkeln Kinderaugen an.

„Ist's wirklich wahr, Großpapa?“ fragte sie.

Tief bewegt beugte er sich zu dem Kinde nieder und sagte mit seiner rauhen, guten Stimme: „Ja, es ist wahr; aber weißt du, du hast ja uns noch — noch sind wir ja da!“

Mischa bedeckte still das Gesicht mit den Händen. Aber diesmal waren die Thränen, die sie weinte, nicht die eines leidenschaftlichen, eifersüchtigen Kindes, sondern die eines wirklichen, herben menschlichen Schmerzes, die heiß und bitter aus den Quellen des Lebens selbst heraufstiegen.

Und neben diesem kleinen, unschuldigen Geschöpf, welches schon das zweite große Leid seines kurzen Daseins beweinte, feuchteten sich auch die Augen der alten Leute.

Zwölftes Kapitel.

Nachdem der lange unaufhaltsame Thränen- und Schmerzenserguß vorüber war, sagte Mischa nur ein einziges Wort: „Wir wollen gehen!“

Aber kaum hatte man sie in das Haus des Vaters zurückgebracht, als Fieberschauer sie zu schütteln begannen, und während mehrerer Wochen lag das bleiche, abgezehrte Gesichtchen des durch eine furchtbare Gemütsbewegung erschütterten Kindes traurig und teilnahmslos in seinen Kissen. Die Kleine sprach nicht, beklagte sich nicht, sondern begnügte

sich, ganz entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten, damit, dem Vater, wenn er auf Minuten kam, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, mit strengen Blicken zu folgen. Nach ihren kindlichen Anschauungen und Empfindungen war es Verrat an der Toten, eine zweite Frau zu nehmen, und sie vermochte dem Vater das Verbrechen, einer Fremden den Platz zu geben, den ihre Mutter eingenommen, nicht zu verzeihen.

Gegen die Fastenzeit hin besserte sich ihr Befinden. Man beschloß, sie nach Biala-Gora zu bringen und sie an der Hochzeit nicht teilnehmen zu lassen. Helene atmete auf. Die dreiste, furchtlose Kritik dieses kleinen Wesens, welches sich als lebendiger Vorwurf vor ihr zu erheben wagte, machte sie nervös. Auch der Bankier fühlte sich nach der Abreise seiner Tochter wesentlich erleichtert. Er hatte die Empfindung eines Gefangenen, der sich von seinem Kerkermeister befreit sieht. Ohne daß er gewagt hätte, es jemand zu gestehen, hatte die Gegenwart des kleinen Mentor auf ihm gelastet. Erst jetzt konnte er die Vorbereitungen zu seiner Verheiratung mit Ernst und Eifer in Angriff nehmen.

Anfang April fand — ganz so wie es Helene in ihrer Vision vorausgesehen — in der Jesuitenkirche, deren weit geöffnete Thüren den milden Hauch des Frühlings hereinließen, die Trauung statt, und wenn Stanislaus das Uebermaß seines Glückes momentan durch einen schnell vorüberhuschenden Gedanken getrübt sah, so galt dieser flüchtige Gedanke ohne Zweifel seinem verbannten Kinde, dessen ernste, traurige Augen ihn mit schmerzlichem Vorwurf zu verfolgen schienen.

Der alte Herr in Biala-Gora war indessen in großer Sorge um Mischa. Sie zeigte sich gleichgültig gegen alles, spielte nicht mehr, sang nicht mehr, lächelte kaum noch — und nur ein zufälliges Zusammentreffen mit Tarasia, welche an einer Waldecke Kräuter suchte, vermochte sie für kurze Zeit aus dieser stumpfen Teilnahmlosigkeit zu wecken.

„Würdest du erlauben, daß sie mir zeigt, wo sie die schönen Blumen pflückt, Großpapa? Vielleicht könnte ich auch lernen, wie man Tiere und Menschen damit gesund macht,“ sagte das Kind, indem es sich mit glänzenden Augen

an den Hals des alten Herrn hing, und dieser hatte, als er neues Leben in die matten Züge des bleichen Gesichtchens zurückkehren sah, nicht den Mut, die Bitte abzuschlagen.

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Denken Sie nur, gnädiges Fräulein 'da ist die Tarasia, die Blumen für Fräulein Mischa bringt," meldete die eintretende Pawlowa.

Fräulein Malwine, an welche die Worte gerichtet waren, erhob den Kopf.

„Die Tarasia?' Wer ist das?" fragte sie.

Die Amme verzog den Mund in verächtlicher Weise.

„O, es ist die, welche man im Dorfe die ‚blasse Frau' nennt — eine Art Zigeunerin, welche Menschen und Vieh bespricht und behext."

Aber Mischa war bereits, rot vor Vergnügen, aufgesprungen: „Ja, ja, ich weiß, ich kenne sie. O, bitte, Tante Malwa, laß mich zu ihr hinausgehen! Großpapa hat es erlaubt, und ich habe die Frau so gern; sie kennt alle Geheimnisse des lieben Gottes!"

„Und auch die des Gottseibeiuns," murmelte Pawlowa verächtlich.

„Ach du . . . du hast ja gar nichts zu sagen!" rief das Kind lachend, indem es aus dem Zimmer sprang.

Und so trat Tarasia in das Amt eines Lehrers der Botanik ein, während Fräulein Malwine das eines Professors der schönen Wissenschaften behielt.

Und welche köstlichen Partieen machten sie nun zu dreien in den Wald, an den mit glatt geschliffenen Kieseln bedeckten Flußufern entlang und in die wilden Gründe des Forstes, wo ungeheure Granitblöcke, dicht neben sonnenbeschienenen Lichtungen, dunkle, phantastische Höhlen und Winkel bildeten! Malwine setzte sich dann auf irgend einen bemoosten Erdhügel oder Steinblock und das Kind kletterte mit der bleichen Gefährtin an den Abhängen umher, drang auf schmalen Waldpfaden ins Gebüsch, durchsuchte Strauch und Schilf und kam dann mit vor Eifer geröteten Wangen und Armen voll Blumen zurück, hinter denen ihr Gesichtchen bis an die Augen verschwand.

„Sieh mal, Tantchen, diesen köstlichen weißen Steinbrech und diese blauen Skabiosen! Sie sind für die alte Jasowa, welche Hautwassersucht hat. Das da ist Tausendgüldenkraut, es hilft gegen das Fieber, und dies hier ist Wegebreit, man legt es zur Kühlung auf Wunden," sagte das Kind mit altkluger Verständigkeit und ordnete dabei mit ernster Miene den blauen Enzian, den roten Fingerhut, die weißen Blütendolden der wilden Waldrebe und den goldgelben Hahnenfuß zu einzelnen Bündeln.

Malwine betrachtete das Kind mit Blicken anbetender Bewunderung.

„Da hätten wir ja unsre frühere Mischa ganz und gar wieder!" dachte sie voll Dankbarkeit, und dann kniete wohl das Kind mit dem rosigsten Gesichtchen vor ihr nieder, blickte mit schalkhaftem, etwas überlegnem Lächeln in den glänzenden Augen zu ihr auf und fragte: „Weißt du, Tante, wie man die Schwindsucht ganz sicher heilt? Nein, du weißt es nicht? Nun, so will ich's dir sagen. Man entkleidet den Kranken ganz und gar, weißt du, ganz und gar, und setzt ihn zusammen mit einer Katze — die arme Katze! — in ein Bad. Man taucht dann beide zusammen unter und dann kriegt das Tier die Krankheit und der Mensch ist sie los. Das ist sehr einfach, nicht wahr? Tarasia hat es mir gesagt!" Dann sprang das Kind wieder lachend und jubelnd davon, um mehr Blumen zu suchen und herbeizubringen.

Aber obgleich Mischa ihre frühere Heiterkeit wiedergewonnen hatte, beobachtete sie doch in allem, was ihren Vater betraf, das hartnäckigste Stillschweigen, und wenn der Großvater, der sie nach und nach an den Stand der Dinge gewöhnen wollte, ihr von kleinen Reiseabenteuern erzählte, welche die Neuvermählten erlebt hatten, wenn man ihr Stellen aus den Briefen des Bankiers vorlas, gebärdete sie sich so ganz als ergebenes Opferlamm, daß schließlich selbst der gute alte Herr die Geduld verlor und die Stirn runzelte.

Eines Sonntags nach dem Vesper war bei einem Ausfluge in die Umgegend Tante Malwine am Wege sitzen geblieben, während das Kind mit Tarasia durch Wald und Wiesen geschweift und bis zum Kirchhofe gekommen war,

wo die beiden Stechäpfel pflücken wollten. Plötzlich fühlte sich das Kind, ohne recht zu wissen warum, von einer tiefen Traurigkeit gepackt. Vielleicht war es die Melancholie des Ortes, die auf sie wirkte — genug, ohne jede Einleitung oder Vorrede, nur getrieben von einem vielleicht unvernünftigen, aber unwiderstehlichen Verlangen, der einfachen Frau ihr Leid zu klagen, setzte sie sich zu ihr und schüttete ihr armes, kleines Herz vor ihr aus.

Tarasia hockte auf einem der steinigen Erdhügel des Kirchhofes und hörte zu, während ihre langen Arme sich bald nach den weißen, giftigen Kelchen des Stechapfels ausstreckten, bald nach dem betäubenden Samen des Bilsenkrautes, dessen kleine gelbliche, braungestreifte Blütenrispen sich gleich winzigen Schlangen um ihre Füße rankten.

Mischa sprach von den Bitternissen ihrer ersten Jugendzeit, ihrer Vereinsamung, dem Tode ihrer Mutter und erzählte dann mit kaum zurückgehaltenen Thränen von dem, was sie den Verrat ihres Vaters nannte.

In der Ferne neigte sich die Sonne als mächtige purpurrote Scheibe langsam dem von Bergen begrenzten Horizont zu und in der tiefen Stille des Abends fielen die Worte bald klar und kurz, bald in klagenden, von erstickten Seufzern unterbrochenen Tönen von Mischas Lippen.

Als sie zu Ende war, fragte sie mit vor Erregung zuckenden Lippen: „Nicht wahr, es ist schlecht, sehr schlecht, seine Toten zu vergessen?“

Tarasia hatte sich erhoben. Gegen den roten Abendhimmel gesehen, über den sich ein mächtiger Flug von Raben beinahe in der Form eines riesigen Fächers ausbreitete, erschien ihre Gestalt noch größer, ihr Gesicht noch bleicher. Sie antwortete dem Kinde nicht gleich, sondern sah es nur einige Sekunden mit ihren fast blicklosen Augen an. Dann sagte sie: „Der Hund richtet nicht das Kind, das Kind nicht den Mann, der Mann nicht den lieben Gott!“

Als Mischa sie verdutzt um eine Erklärung bat, zeigte sie auf eine nahe Thränenweide, deren wehende Zweige auf dem Boden hinschleiften.

„Der Baum ist aus der Hand eines gottlosen Kindes

herausgewachsen," sagte sie. „Es war ein kleines Mädchen, das jetzt weint und seufzt und die Hände ringt — aber nun ist's zu spät. ... Man darf über seine Eltern nicht richten."

Mischa hatte völlig verwirrt zugehört. Sie wurde rot bis unter die Haare und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Diese Frau hatte mit einem Worte den ganzen kleinen Kreis ihrer Ideen um und um geworfen!

Endlich zog sie langsam die Hände von den Augen; aber Tarasia war nicht mehr da und auf der Straße kam Tante Malwine mit ihrem etwas schweren Gange daher. Mischa lief ihr entgegen — als sie aber an der Thränenweide vorüberhuschte, deren Zweige leicht im Winde wehten, schien es ihr, als höre sie durch das Rauschen der Blätter hindurch eine leise Stimme, welche ihr zuflüsterte: „Gottloses Kind! Gottloses Kind!" Beschämt und von Furcht und Schrecken verwirrt, lief sie auf die alte Dame zu, warf sich weinend in ihre Arme und wiederholte schluchzend immer wieder: „Papa soll sich verheiraten! Ich will nicht mehr eifersüchtig sein. ... Er soll mir nur verzeihen und mich wieder lieb haben!"

Die Versöhnung fand zu Lipowa, dem prächtigen Landhause statt, welches der Bankier in der nächsten Nähe von Lemberg besaß und mit seiner jungen Frau bewohnte.

Unter andern Umständen hätte Mischa vielleicht das wenig glückliche Aussehen der beiden jungen Eheleute bemerkt und die kalte Förmlichkeit des Hauses, an das sie sich nur dunkel als an eine Oase voll Heiterkeit und Sonnenschein erinnerte, wäre ihr wohl aufgefallen — aber jetzt, ganz in ihren zärtlichen Wallungen aufgehend, nur von dem Wunsche und Verlangen nach Verzeihung beseelt, bemerkte sie dies alles nicht.

Die kleine Mischa vermochte eben nichts halbes zu sein und zu thun. Außerdem überschüttete der Vater sie mit Liebkosungen, Helene hatte ihr erlaubt, sie Halka zu nennen — und vergnügt und leichten Herzens kehrte sie nach Biala-Gora zurück.

Im nächsten Frühjahr wurde sie zwölf Jahre alt und ging zum erstenmal zur Kommunion. Dieser Moment, auf

welchen der Geistliche der nächsten Stadt sie sorgfältig vorbereitet hatte, schien sie gänzlich zu verändern. Sie erfaßte ihn mit der ganzen religiösen Wärme, deren ihr kindliches Herz fähig war. In einem einfachen blauen Kleidchen, das Gesicht von innerer Begeisterung strahlend, in keiner Weise von einer Toilettenfrage gestört und in Anspruch genommen, kniete sie mit ihrer Kerze in der Hand mitten unter den Armen und Niedrigen. Die große, offene Seele des Kindes, das unter einem weiten Himmel, in der Umgebung guter Menschen aufgewachsen war, begriff die ganze großartige Majestät dieses Liebesmahles, das keinen Standesunterschied kennt, an dem der Arme denselben Anteil hat, wie der Reiche, bei dem es keine bevorzugten Plätze und keine Rangordnung gibt, wie zwischen den Menschen, welche, je nachdem, am Herrschaftstische oder am Tische der Dienerschaft essen.

Dreizehntes Kapitel.

Zu bestimmten Zeiten des Jahres pflegte sich mit großer Regelmäßigkeit ein kleiner, dicker, rotwangiger Bettelmönch — Bruder Ignatius — in Biala-Gora einzufinden, und seine Ankunft versetzte das Schloß und dessen Umgebung stets in eine gewisse Aufregung.

Schon beim Herannahen des Abends schaute man an der Krümmung der Straße nach dem mit Heu beladnen Wagen aus, auf welchem Bruder Ignatius in der Regel sehr behaglich und vergnüglich seinen Einzug hielt und jedermann suchte sich auf den ersten Blick zu versichern, ob der lustige kleine Mönch auch den kostbaren Kasten auf den Knieen hatte, der seine Geige enthielt, ein Instrument, dem er die lustigsten Weisen zu entlocken verstand.

Kaum angekommen, fing der überall gern gesehene Bruder sogleich an, kleine Rosenkränze und in sehr lebhaften Farben gehaltene Heiligenbilder an die Dienerschaft zu verteilen, dann führte ihn der Schloßherr ins Speisezimmer und man trug nun sofort das Abendessen auf, das bei solchen Gelegenheiten

gewöhnlich allen zu lange dauerte. Endlich begab man sich in den Salon, wo Lampen und Wandleuchter bereits brannten; die Glasthüren nach dem Park hin wurden geöffnet, um den Duft der Rosen und blühenden Linden einzulassen, und Johann Sawinski mit seinen Gästen und Hausgenossen nahm Platz auf den im Halbkreise aufgestellten Stühlen, während die Dienerschaft und die Bauern sich draußen hinter den Säulen der Veranda aufstellten.

Und nun, bei einer feierlichen Stille, die kaum von dem Rauschen der Blätter oder dem Summen der die Lampen umschwärmenden Nachtfalter unterbrochen wurde, begann Bruder Ignatius zu geigen.

Gewöhnlich begann er mit einem kurzen Präludium, um sich in Zug zu bringen — dann rief er auf einmal: „Jetzt werde ich Ihnen eine Kolomeyka spielen! Oder wollen Sie lieber eine Mazurka?“

Und welchen tollen, verwegenen Bogenstrich hatte der kleine Frater! Seine dicken Finger stürmten über die Saiten, sein Arm hob und senkte sich mit schwindelerregender Schnelligkeit, während er von Zeit zu Zeit die dichten blonden Haare durch einen Ruck des Kopfes zurückwarf.

Und nun begannen sich, wie von einem Zauberstabe berührt, die Füße der unsichtbaren Zuhörerschaft in Bewegung zu setzen. Haus- und Bauernmädchen, Diener, Knechte und Küchenjungen fingen an zu hüpfen und zu springen. In den Gängen des Hauses, auf dem Perron, auf den mondbeschienenen Rasenplätzen bildeten sich schweigende Gruppen von Tänzern, deren oft nackte Sohlen sich im tollen Wirbeltanz hoben und drehten, als wären sie mit Flugeln versehen, während der kleine Frater dann und wann mit den Füßen auf den Boden stampfte oder einen ermunternden Schrei ausstieß, um die Tänzer, deren Gegenwart er durch die Mauern fühlte, zu neuem Eifer anzuspornen.

Endlich sprang auch Mischa, durch diese rasenden Töne und Rhythmen geprickelt, auf die Füße, lief lachend auf den Großvater zu und streckte ihm die Hand entgegen. Eine Aufforderung, welcher er nie widerstand.

„Na, warte, Kleine, ich werde dir eine Tanzstunde geben!“

Dabei faßte er die kleine Hand mit dem feurigen Ungestüm eines jungen Mannes.

„Mazurka!“ rief er mit seiner dröhnenden Stimme, und das schlanke, leichte, gar nicht linkische Kind folgte ihm mit halb geöffneten Lippen und einem Strahl von Lust und Freude auf dem Grunde ihrer dunkeln Augen, nach dem Takte der Musik durch die Figuren des Tanzes.

„Sehr gut, Micheline!“ rief der Großvater, ein bißchen atemlos. „Brust heraus, Ellbogen rund!“

Eines Abends, als man sich im Dwur wieder einmal solcher tollen Tanzlust hingab, wurde Besuch gemeldet.

„Herr von Mirski und sein Sohn.“

Der eintretende Großgrundbesitzer machte ein verdrießliches Gesicht, wie gewöhnlich.

Man sprach in der Gegend viel von den Meinungsverschiedenheiten zwischen dem jungen Ingenieur und seinem Vater in Beziehung auf die Ausbeutung der Oelquellen, die der alte Reaktionär — unter dem Vorwande, sein Sohn werde durch allzu gewagtes Vorgehen und seine übermäßige Neuerungssucht alles um und um stürzen — ganz und gar in die Hände seines schlauen Advokaten legen wollte.

„Seid mir willkommen, meine Freunde!“ rief Johann Sawinski. „Ihr seht wohl, daß wir nicht gerade dabei sind, Buße zu thun in Sack und Asche!“

Konrad schien sorgenvoll und der alte Herr zog ihn in der Stille beiseite.

„Nun, bist du entschlossen?“ fragte er. „Gehst du nach Amerika?“

„Ich hoffe, trotz Papas Wüten und Toben, noch in dieser Woche abzureisen. Wenn ich die nötigen praktischen Kenntnisse erworben habe, komme ich wieder, und hat mein Vater seine Ansicht bis dahin nicht geändert — nun wohl, so wird es mir erlaubt sein, andern meine Dienste anzubieten.“

Währenddem hatte Frater Ignatius wieder angefangen zu geigen.

„Vorwärts, Konrad!“ rief der alte Herr. „Herunter mit der Trauerfahne und an meine Stelle getreten! Der Atem fängt an mir auszugehen; aber die Kleine ist nicht tot zu machen.“

Welcher Pole, und wäre es der gallsüchtigste, vermöchte dem magischen Rhythmus einer gut gespielten Mazurka zu widerstehen.

Konrad bemächtigte sich der Hand Mischas, und mit den Absätzen auf das Parkett stampfend, zog er sie nach dem andern Ende des Saales.

Sie folgte ihm erst verwirrt, rot und mit klopfendem Herzen, richtete sich dann aber plötzlich auf, drehte sich im Arme ihres Tänzers in gleichem Tritt und Takt, wurde immer sichrer und kecker, beugte, je nachdem die Musik es heischte, in melancholischer Weise das Köpfchen oder warf es mit blitzenden Augen zurück, und die Anwesenden folgten mit Bewunderung den beiden jungen, schönen Menschen, welche mit verschlungenen Händen voll Anmut dahinglitten.

„Bravo!" rief Johann Sawinski.

Selbst der alte Mirski sprach seine Begeisterung aus.

„Alle Hochachtung!" rief er. „Ein edler, vornehmer Tanz, der nicht seinesgleichen hat! Ja, unsre polnischen Tänze! Was haben sie denn auf der Hochzeit von Kanaan getanzt? ... Was können Madame Maria, die heilige Jungfrau, und der junge gnädige Herr Jesu wohl getanzt haben? ... Gewiß keine Polka und ebensowenig Galopp, Tänze, bei denen der Herr seine Dame sehr ungebührlich um die Taille faßt und sie: Hopp! hopp! hopp! im Saale herumspringen läßt!" Dabei sprang und hüpfte der alte Herr, um die Bewegung zu veranschaulichen, in höchst possierlicher Weise an seinem Platze auf und ab. „Nein, nein, sie haben die majestätische Polonaise, die herrliche Mazurka getanzt! ... Ram ta tam, ta tam!" fuhr er fort, indem er eine sehr würdige Haltung annahm und die geträllerten Takte mit feierlichen Tanzschritten begleitete.

Bruder Ignatius schloß mit einem letzten Striche des Bogens. Konrad drehte seine Tänzerin noch einmal in schwindelndem Wirbel, ließ sich dann sehr ernsthaft auf ein Knie vor ihr nieder und küßte in ritterlichster Weise ihre kleine Hand.

Mischa flüchtete sich ganz bestürzt hinaus auf die Veranda und verbarg ihre Hände in den Falten des Kleides. Konrad

suchte sie hier bald auf und setzte sich zu ihr auf eine dort stehende Bank.

„Wenn ich aus Amerika zurückkehre, werden Sie eine erwachsene junge Dame sein, Fräulein Mischa,“ sagte er.

Sie sah ihn an.

„Sie reisen nach Amerika? Deshalb sind Sie wohl so traurig?“

„Woher wissen Sie denn, daß ich traurig bin?“

„O, ich sehe alles.“

Er lächelte etwas bitter.

„Und Sie sind wohl immer vergnügt, Fräulein Mischa?“

„Nicht immer,“ gab sie zur Antwort, während ein Schatten über ihre Stirn huschte. „Ich habe auch meinen Kummer gehabt ... damals, als Papa sich wieder verheiratete. ... Aber nicht wahr,“ fuhr sie dann fort, als ob ein Rest von Zweifel in ihrer Seele geblieben wäre, „nicht wahr, er ist sehr glücklich?“

„Gewiß, er muß ja sehr glücklich sein,“ entgegnete Konrad.

Mischa bemerkte den sarkastischen Ton nicht, in dem er sprach.

„Ich bete aber auch alle Tage für ihn,“ fügte sie unschuldig hinzu.

Er stand auf.

„Wollen Sie nicht auch für mich ein bißchen mit beten, wenn ich auf dem Meere schwimme?“ fragte er.

Sie blickte ihn ernsthaft an.

„Ja,“ sagte sie nach einer kleinen Pause. „Ich werde es nicht vergessen!“

Eine Stunde später sagte Pawlowa, die dem Kinde beim Auskleiden half, mit ihrer gewöhnlichen schlauen Taktlosigkeit. „Wenn Fräulein Mischa zwanzig Jahre alt ist, wird der junge gnädige Herr von Mirski gerade ein passender Freier sein. Was für ein schönes Paar das abgeben wird!“

Vierzehntes Kapitel.

Der Bankier hatte nicht weiter versucht, in die Erziehung seiner Tochter einzugreifen, und so wuchs sie in der patriarchalischen Umgebung des großväterlichen Hauses nach und nach heran und drang, nach der löblichen Sitte der Slawen, mit jedem Tage etwas tiefer in die Geheimnisse eines großen Haushaltes auf dem Lande ein. Jeden Morgen war ihr die Aufgabe gestellt, Tante Malwine in die gewaltigen Vorratskammern zu begleiten, um hier den Bedarf für die drei Tische des Schlosses abzumessen, abzuwiegen und herauszugeben. Dann gingen sie zusammen in die Milchkeller, um das Abrahmen der Milch zu beaufsichtigen, worauf die Obstkammern und die sonstigen Wintervorräte einer Besichtigung unterworfen oder Anordnungen zu der sehr wichtigen Bereitung von Bouillontafeln, Käse, Stärkemehl u. s. w. getroffen wurden. Und nun erst begannen die Studien. Mischa war immer eine leidenschaftliche Leserin gewesen, spielte Chopin nach einer gewissen eignen Auffassung so, daß diejenigen, welche sie hörten, unwillkürlich den Kopf erhoben, und drei oder vier Sprachen waren ihr in gleicher Weise geläufig.

Ihr Vater, welcher dieser schnellen Entwicklung mit Erstaunen und Entzücken folgte, lachte jetzt über seine thörichten Befürchtungen von ehemals. Er sah nunmehr ein, daß Mischa mit ihrer stolzen Anmut und kindlichen Reinheit doch etwas anders war, als jene Puppen, die er ihr zum Muster und Vorbild hatte geben wollen. Mischa, die kaum erschlossene Knospe, war die ideale Verkörperung der Hausfrau und vornehmen Dame in einer Person: ein Geschöpf, das allezeit seine Pflicht thut und, wenn nötig, sich selbst zu opfern vermag. Dazu hatte sie ein reizendes Gesichtchen, in dem sich das Lächeln einer Herzogin mit der entsagungsvollen Hingebung einer barmherzigen Schwester paarte, das verführerisch, kindlich einfach und voll sanften Reizes dennoch nicht selten den geistigen Ausdruck männlicher Kraft und Größe trug.

„Unser Fräulein Mischa ist ein bißchen romantisch!“

pflegte der alte Mirski ihr auf die Wangen klopfend zu sagen, wenn er nach Biala-Gora kam, um seiner Galle Luft zu machen.

„Was ist's denn, was Ihnen heute wieder Aerger bereitet, verehrtester Herr von Mirski? Sind es die Nachrichten von Ihrem Sohne oder Ihre Petroleumquellen?" fragte das junge Mädchen dann wohl schelmisch und mit einer schmeichelnden Bewegung des hübschen Halses.

Der alte Brummbär runzelte die Stirn.

„Vor allem, warum spricht Fräulein Mischa französisch mit mir?" entgegnete er. „Ich verstehe diese Sprache nicht! Was, zum Teufel, soll die Sucht meiner Landsleute, sich einer fremden Sprache zu bedienen? Sogar die Tochter meines Juden hat auf dem Pulte neben dem Schenktische fremde Wörterbücher liegen! Ich möchte wohl einmal nach Frankreich gehen, um zu hören, ob die Pariser sich polnisch miteinander unterhalten! — Was meine Petroleumquellen betrifft, so weiß ich bis jetzt nur eins, daß sie mich ein schmähliches Geld kosten. . . . Alles das sind ja nur Fallgruben für die ehrlichen Leute, und mein Herr Sohn kann sich, wenn er zurückkehrt, darauf verlassen, daß er mir nicht die Nase hineinsteckt. Er soll mir nicht ins Haus kommen — ich kenne keine Barmherzigkeit!"

Fünfzehntes Kapitel.

Helene hatte eine Vernunftheirat geschlossen, und das bittere Erwachen blieb nicht aus. Nach sechsmonatlicher Hochzeitsreise war sie mit einem unsagbaren Ekel, mit dem Gefühl, als sei ihr ganzes eigenstes Wesen in sich zusammengebrochen, in die Heimat zurückgekehrt — und zu dieser Empfindung gesellte sich die bittere Reue, Konrad geopfert zu haben.

Aber sie wollte sich nicht werfen lassen, wollte wieder sie selbst sein — wollte sich besonders gegen die Uebergriffe einer Liebe, die sie nicht teilte — gegen die Liebe ihres Gatten — zur Wehr setzen, und warf sich zu diesem Zwecke mit erneutem Eifer in den Strudel der Welt.

Alles — die tyrannischen Anforderungen der Gesellschaft sowohl, wie Wohlthätigkeitsbazare und dergleichen — diente ihr als Vorwand und Hilfsmittel, ihre Selbständigkeit wieder zu gewinnen. Außerdem wurde sie von den tausend Einzelheiten ihrer Hauseinrichtung in Anspruch genommen.

Bei ihrer Rückkehr aus Italien war ihr der Gegensatz zwischen dem künstlerischen Durcheinander venetianischer Gesellschaftsräume und der öden Feierlichkeit der ungeheuern polnischen Prunksäle aufgefallen, die mit ihren spiegelblank gebohnten Fußböden und den wenigen, streng symmetrisch geordneten Möbeln von gewöhnlicher Form so überaus ernsthaft und nüchtern erscheinen. Mit einem gewissen künstlerischen Spürsinn begabt, entdeckte sie in längst vergessenen Koffern und Truhen alte polnische Herrlichkeiten, behing die kahlen Mauern mit altertümlichen Wandteppichen, belegte das Parkett mit noch aus dem väterlichen Nachlaß stammenden kostbaren Pelzdecken, gab den Nippsachen und Porzellangefäßen einen Hintergrund von prächtigen schillernden Stoffen und Geweben und verteilte dann in diesem bunten Durcheinander, wie ganz zufällig hineingeworfen, ganze Gebüsche von blühenden Rosen und Azalien.

Diese fieberhafte Umsturzwut erstreckte sich bis Lipowa. Helene unternahm meilenweite Ritte, um eines jener alten ruthenischen Wandbehänge aufzutreiben, deren anmutige Muster und harmonische Farbenzusammenstellung den Reiz orientalischer Gewebe besitzt, oder eine der kindlichen keramischen Schöpfungen des bäuerlichen Töpfers Bachminski zu erwerben, jenes wunderlichen Heiligen, welcher das Geheimnis seiner Kunst, besonders seiner Emaille, so streng bewahrte, daß er es, als er 1882 zu Kostawa (in österreichisch Galizien) starb, mit sich ins Grab nahm. „Bog mnie to dal — Gott hat es mir allein gegeben“ — pflegte der sonderbare Kauz mürrisch denen zu antworten, welche ihn baten, seine Kunst auf einen Nachfolger zu vererben.

Dann wieder wünschte Helene sich ein ukränisches Viergespann mit ganz blauem Geschirr und zwei Kosaken hinter dem Wagen — und Stanislaus lächelte zu allen diesen Grillen und Einfällen und bewunderte sie. In seine An-

betung mischte sich wohl ein wenig Nachsicht, aber unendlich mehr Stolz auf diese Frau mit dem feinen Kunstsinne, welche einen raffinierten, hier noch wenig verbreiteten Luxus in seiner Heimat einführte, wo der Reichtum sich bis jetzt weniger in eleganten, üppigen Hauseinrichtungen kundgibt, sondern — noch ganz wie zur Zeit der Batory und Sobieski — sich mehr in unbeschränkter Gastfreundschaft, in prachtvollen Pferden und Gestüten und einem fabelhaften Ueberfluß an Dienern genug thut.

Eines Abends stand Helene auf dem Balkon, um den Wohlgeruch der dort in einem Blumenkübel blühenden Verbenen einzuatmen, als sie plötzlich unten in der Straße an der gegenüberliegenden Mauer einen Schatten erblickte, in welchem sie, als sie sich etwas beschleunigt zurückzog, im unsichern Lichte der Laternen, aber doch ganz deutlich, den Konrads zu erkennen glaubte.

Mit der Gebärde einer Wahnsinnigen preßte sie die Hände auf ihr ungestüm pochendes Herz.

Was wollte er? Was that er hier zu dieser Stunde? Und konnte sie ihn denn nicht mehr sehen, ohne zu zittern und zu beben wie eine Verbrecherin? Sie hatte sich ins Dunkel zurückgezogen und sich ans Fensterkreuz gelehnt, um nicht zu schwanken. Nur die hallenden Schritte eines verspäteten Fußgängers unterbrachen die Stille der einsamen Straße. Nachdem sie sich einigermaßen beruhigt, warf sie noch einen flüchtigen Blick hinaus nach der Stelle. Er war nicht mehr da — nur die Ranken des wilden Weines, die bis zum Boden herabfielen, warfen einen langen, dunkeln Schatten auf die Mauer. Hatte sie sich getäuscht? Ohne Zweifel! Sie lachte laut auf, und in hellem Zorne über sich selbst befahl sie, trotz der Hitze die Fenster zu schließen und die Vorhänge zusammenzuziehen.

Aber am andern Tage, als sie zufällig zu derselben Stunde auf die Straße hinabblickte, sah sie ihn wieder.

Sie fühlte, wie es ihr die Kehle zuschnürte. Liebte sie ihn denn noch immer? Und hatte er ihr den an ihm begangenen Verrat verziehen? Regungslos, erschrocken und zitternd blieb sie in der dunkeln Ecke des Fensters stehen

— und drei Tage nacheinander beobachtete sie ihn so. Am vierten Abend kam er nicht, und am andern Tage bei der Morgenpromenade, die sie zu Pferd machte, fragte einer der Sportsmen, auf dessen nichtiges Geplauder sie nur mit halbem Ohre hörte, plötzlich lachend: „Apropos, meine Gnädigste, wissen Sie schon, daß der gute Konrad Mirski diesen Morgen seine Reise nach Amerika angetreten hat? Er wird dort zwei oder drei Jahre bleiben, um, wie man sagt, die neuen Systeme für den Betrieb der Petroleumquellen zu studieren.“

Helene erblaßte bis an die Lippen.

Nach Hause zurückgekehrt, weinte sie vor Zorn, und doch — hatte sie es denn anders erwartet?

Von diesem Augenblicke an nahm die Launen- und Grillenhaftigkeit ihres Wesens immer mehr zu. Sie hatte hundert neue Einfälle, einen noch immer thörichter und wunderlicher als den andern. So machte sie wegen eines kleinen Hundes, den sie auf der Stelle haben mußte, eine Reise nach Krakau und kehrte an demselben Tage völlig erschöpft zurück. Schalt ihr Mann sie um solcher Thorheiten willen und sagte ihr, sie werde sich damit töten, so pflegte sie mit dem Stimmklange ihrer bösesten Tage zu erwidern: „Was kommt drauf an, ob ich lebe oder sterbe!“

Das Herz des Bankiers stand still bei solchen Worten. Er fing an zu bemerken, welch ein Abgrund zwischen ihnen lag, und oft genug kam ihm der Rat des alten Philosophen Rey ins Gedächtnis: „Wenn du dich verheiraten willst, mein Sohn, so prüfe und überlege wohl, denn es handelt sich nicht um ein paar neue Aermel, sondern um einen ganzen polnischen Rock.“

Die Marschallin suchte ihn zu trösten, so gut sie konnte: „Der Tollkopf hat etwas von der Art des Vaters geerbt,“ sagte sie beruhigend. „Aber es ist nur der Kopf, der voll Unsinn steckt — das Herz ist gut. Verlieren Sie den Mut und die Geduld nicht, mein lieber Stas.“

Sechzehntes Kapitel.

Das erste Wiedersehen zwischen Konrad und Helene fand, ohne daß sie darauf vorbereitet war oder von seiner Rückkehr gehört hatte, auf einem öffentlichen Balle statt.

Langsamen Schrittes, in lebhafter Unterhaltung begriffen, trat er am Arme eines mit zahlreichen Orden geschmückten Herrn in den Saal, wo aller Augen sich sofort auf ihn hefteten.

Helene fand ihn sehr schön. Er schien noch gewachsen zu sein und sah mit dem sonnengebräunten Gesicht und dem feinen, blonden Schnurrbarte sehr männlich aus. Amerika hatte aus dem Jünglinge einen Mann gemacht.

Die Frauen empfingen ihn mit beifälligem Gemurmel. Er war bezaubernd! Die wunderbarsten Abenteuer, die er bestanden haben sollte, gingen von Mund zu Mund. Er sollte sich ja da drüben über dem Meere mit den schmalfüßigen Amerikanerinnen vortrefflich unterhalten haben.

Helene wehte sich, um ihre Verlegenheit zu verbergen, mit ihrem Fächer von weißen Marabuts lebhaft Luft zu. Als er in ihre Nähe gekommen war, hob er zufällig den Blick, sah sie einen Moment mit ernster, etwas trauriger Miene an und grüßte, nachdem er sie erkannt hatte, mit einer tiefen, beinahe kalten Verbeugung. Es war, als ob sein früheres sonniges Lächeln drüben jenseits des Oceans zu Eis erstarrt sei.

Eine unsäglich schmerzliche Empfindung bemächtigte sich der jungen Frau; das Orchester begann grade einen Walzer zu spielen, und die von ihr gewöhnlich bevorzugten Tänzer drängten sich ungeduldig herbei. Konrad forderte sie nicht auf, und als sie, den Tod im Herzen, den ersten besten aus der Schar wählte und sich von ihm in den Reigen ziehen ließ, bemerkte sie nur noch, wie er sich vor einer schönen jungen Blondine verbeugte und lächelnd mit ihr in den Kreis der Tanzenden eintrat.

So oft der Rundtanz sie an ihnen vorbeiführte, erblickte sie die beiden vor Vergnügen strahlenden Gesichter dicht zu

einander gebeugt und die beiden Menschen, wie es schien, ganz ineinander aufgehend.

Als der Ball etwa halb vorüber war, führte das Schicksal sie noch einmal zusammen. Es war in der letzten Tour einer Quadrille, in der alle sich die Hände reichten, um in langer Kette durch den Saal zu stürmen.

Konrad eilte, eine Reihe von Herren und Damen hinter sich her ziehend, mit glänzenden Augen und ausgestreckter Hand auf sie zu.

Hatte er sie erkannt? Nein, es konnte nicht sein, denn die frohe Erregung in seinen Augen machte sofort einem Ausdruck kalter Hochachtung Platz, als er bemerkte, daß es ihre Hand war, die er faßte.

Ein heißer Schmerz durchzuckte ihr Herz. Es war ihr, als ob die feine Spitze eines scharfen Stahls in ihre Brust führe und darin umgedreht würde.

Der Tanz riß sie mit sich fort; aber vergeblich bemühte sie sich, ihre Pein zu unterdrücken. Er bemerkte, daß sie litt, und fragte gütig, ob er sie vielleicht in einen andern Saal führen solle.

„Ich danke ... nein ... führen Sie mich nach meinem Platze ... ich möchte meinen Wagen bestellen ...“

Ihre Stimme schwankte, es war ihr zu Mute, als ob sie sterben müsse.

Beide traten aus der Ronde. Sie legte ihre bebenden Finger auf den Aermel seines Fracks, und so versuchten sie, die Reihen der Tänzer zu durchbrechen und sich einen Weg durch den wilden Wirbel zu bahnen.

Ein Spiegel, an dem sie vorüberkamen, gab ihr gemeinschaftliches Bild zurück. Beide streiften ihn mit flüchtigem Blick. Sie war totenblaß und ihre Adern klopften zum Zerspringen.

Als Helene ihren Platz erreicht hatte, machte ihr Konrad eine zeremoniöse Verbeugung, die sie mit anscheinend kühler Herablassung erwiderte. Dann ging er, um sich nach ihrem Wagen umzusehen.

Als sie an diesem Abende nach Hause zurückgekehrt war, gab sie sich in der Stille und Dunkelheit der Nacht einem furchtbaren Ausbruch der Verzweiflung hin. Schluch-

zend und von krampfhaftem Weinen durchschüttelt und erschüttert, fragte sie sich, wie er nach der stummen verzückten Anbetung vor seiner Abreise jetzt zu dieser kalten Gleichgültigkeit komme. Daß er sie vergessen haben könne, wollte und konnte sie sich in ihrer krankhaften Ueberreizung nicht zugeben.

Am andern Morgen erwachte sie mit neuem Mute. Er liebte sie nicht mehr ... gut ... aber er sollte, mußte, würde sie wieder lieben. Die Liebe ist eine so gewaltige Kraft — sie zieht an ... und Helene liebte Konrad mit wahnsinniger Leidenschaft. Die Gleichgültigkeit, die er ihr gegenüber zur Schau trug, war vielleicht nichts, als eine List, ein Versteckenspiel ... ein schmollender Trotz, den sie, wie sie zugestand, verdient hatte. Sie zog im Laufe des Tages Erkundigungen über ihn ein, hörte, daß er die Absicht hege, seinen ständigen Aufenthalt in Lemberg zu nehmen, und atmete nun wieder auf. Man erzählte, daß er, mit seinem Vater immer mehr in Widerspruch geraten, seine Dienste gegenwärtig der Regierung zur Verfügung gestellt habe und von dieser mit der wissenschaftlichen Untersuchung der Oelquellen des Balkan, der Karpathen und des Kaukasus beauftragt sei.

Einige Tage später machte er ihr seinen ersten Besuch, einen Besuch, der zwar sehr zeremoniös verlief, auf den sie indessen eine ganze Welt von Hoffnungen baute. Von jetzt an hatte das Leben wieder ein Interesse, einen Zweck für sie. Sie folgte ihm in Gedanken auf Wegen und Stegen, nahm Anteil an seinem Leben und Thun, an seinen Reisen — und diese stete Beschäftigung mit ihm hatte etwas gleichzeitig Süßes und Bittres.

Aber wenn sie die Erinnerung an Konrad auch hätte fliehen wollen, es wäre nicht möglich gewesen, denn alles verbündete sich, um dieselbe in ihr wach zu erhalten. In erster Linie waren es die Zeitungen, welche sich mit ihm und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit beschäftigten und ihn zum Helden des Tages machten, sodann die Chronik der Gesellschaft, welche in ihm durchaus einen ihrer „Löwen“ erblicken wollte und ihm eine Menge galanter Abenteuer zuschrieb, vor allen aber waren es die Frauen der vornehmen Kreise, die ihn anbeteten. Helene hörte alles, was man

sich erzählte, bald mit stolzem Lächeln, bald mit ungläubiger, spöttischer Miene an. Wußte sie denn nicht besser, als alle jene Leute, was sie von Konrad zu halten hatte? Und was im Grunde ihrer Seele am tiefsten und festesten wurzelte, war es nicht das süßbeängstigende Gefühl, daß er in ihrer Nähe . . . und daß er noch immer frei, noch immer ungebunden war!

Siebzehntes Kapitel.

„Eine große Neuigkeit, Kleine! Dein Vater wünscht, daß du nach Lipowa kommst!"

Mischa war ein wenig blaß geworden.

„Nach Lipowa? . . . Wirklich? . . ." stammelte sie. „Und wann soll ich kommen?"

„Heute noch, gleich auf der Stelle. Triff deine Vorbereitungen."

Eine Stunde später rollten Großvater und Enkelin der Richtung zu, in welcher die Hauptstadt Galiziens liegt.

Als sie aus dem Eisenbahncoupé stiegen und Mischa an den Hals des Vaters flog, hörte sie, wie der eine von zwei vorübergehenden jungen Herren in französischer Sprache die Bemerkung machte: „Was für ein schönes Mädchen!"

Unwillkürlich wandte sie den Kopf, um zu sehen, von wem man sprach, aber sie erblickte nichts, als ein Gedränge von Juden und Bauern, und mußte sich völlig verwirrt überzeugen, daß man nur sie gemeint haben könne. Das setzte sie in Verwunderung, denn wenn sie auch wußte, daß sie hübsch war, hatte sie doch keine Ahnung, daß sie schön genug sei, um eleganten jungen Herren dieser Art zu gefallen. Kaum im väterlichen Schlosse angekommen, benutzte sie denn auch den ersten Blick des Alleinseins in ihrem Zimmerchen, um sich vor den Toilettenspiegel zu stellen und sich zu betrachten.

Sie war noch sehr jung, kaum siebzehn Jahre alt. Ihr braunes Haar zeigte, gegen das Licht oder im Sonnenschein gesehen, einen goldenen Schimmer; die Augen waren violett und hatten einen tiefen, ernsten Kinderblick; ihr Mund war klein und zum Lachen geneigt, ihre Hautfarbe mattweiß mit

leisem rosigen Schimmer und die etwas stolze, herbe Anmut ihres Wesens erinnerte noch immer an das trotzige Kind der frühen Jugendzeit. Die Prüfung fiel allem Anschein nach befriedigend für Mischa aus, denn sie lächelte, machte ihrem Spiegelbilde eine kleine Verbeugung und eilte dann ins Empfangszimmer, um ihrer Stiefmutter die Hand zu küssen.

Helene entzog ihr die Hand mit einer raschen, heftigen Bewegung und hielt ihr die Wange hin.

„Komm, küsse mich da,“ sagte sie.

Dann setzten sie sich zwischen den Orangenbäumen des Wintergartens, die gerade in voller Blüte standen, nebeneinander nieder und plauderten zunächst von dem ländlichen Feste, das morgen in Lipowa stattfinden sollte, und von den Toiletten, die sie dabei tragen würden. Man wollte um zwei Uhr zu Mittag essen, dann in den Wald fahren und im Grase sitzend das Vesperbrot einnehmen, dann nach Hause zurückkehren und Abendessen und Ball folgen lassen.

Mischa schlug vor Vergnügen die kleinen, rosigen Hände zusammen, und da gerade in diesem Augenblicke ihr Vater eintrat, stürzte sie auf ihn zu, indem sie bewegt ausrief: „Wie gut ihr alle beide seid!“

Aber das Wort erstarb ihr im Munde. Zum erstenmal drängte sich ihr die Bemerkung auf, daß ihr Vater inmitten des glänzenden Rahmens, der sein Leben umgab, traurig und gealtert aussah.

Und als sie am Abend über die Eindrücke des Tages nachdachte, kam ihr eine Ahnung, daß das Glück vielleicht einen recht kleinen Platz in diesem feenhaft ausgestatteten und eingerichteten Hause einnahm. Ihr Herz zog sich zusammen.

Am andern Morgen erhob sie sich, um die trüben Gedanken zu verscheuchen, bei Tagesanbruch und ging bis Mittag in der Umgebung des Schlosses spazieren. Bei der Rückkehr sah sie, daß schon mehrere Kaleschen und Tilburys angekommen waren. Ihr Großvater, der eben von seinem Morgenritte zurückgekehrt war, kam ihr entgegen.

„Weißt du, wen du heute hier treffen wirst?“ rief er. „Konrad Mirski, deinen ehemaligen Mazurkatänzer.“

Ihr Herz fing bei dieser Nachricht an ein wenig heftiger

zu klopfen, ohne daß sie recht wußte warum, und schnell lief sie davon, um sich schön zu machen.

Als sie fertig war, empfand sie das neugierige Verlangen, alle die unbekannten Leute, die sie unter den Kastanienbäumen des Gartens lachen und plaudern hörte, ein wenig zu betrachten, ohne von ihnen gesehen zu werden. Im Grunde war es freilich nur Konrad, den Mischa zu sehen wünschte, denn sie hatte von den Nachbarn des Großvaters erzählen hören, daß er jetzt ein sehr gewandter, gesuchter und besonders bei den Damen beliebter junger Herr, mit einem Worte eine bemerkenswerte Persönlichkeit, ein ganzer Mann sei! Wahrscheinlich würde er sie jetzt nicht mehr bitten, ihn in ihr Gebet einzuschließen!

Sie erkannte ihn auch ohne Mühe wieder, obgleich er sehr braun aussah und breitere Schultern hatte als früher.

Er war von einem Trupp eleganter Leute umringt: jungen Mädchen, jungen Frauen und einer ganzen Schar von Gogos, d. h. galizischen Stutzern, unter denen Mischa auch ihre beiden Bewunderer von gestern entdeckte.

Ihr Urteil stand sogleich fest. Konrad war besser als alle diese Leute. Aber welche komischen Figuren befanden sich auch unter den andern! Viele von ihnen hatten sich eine ganz eigentümliche Aehnlichkeit mit dem in allen Bahnhofshallen angebrachten Bildnissen des österreichischen Thronfolgers zu geben gesucht, so daß man hätte glauben können, eine ganze Sammlung mehr oder minder gelungener, genau nach demselben Muster angefertigter Silhouetten vor sich zu haben. Es war bis aufs genaueste derselbe Schnitt der Haare und des Bartes, dieselbe Haltung — alles, bis auf die bekannte goldene Kette am Arme, war eine möglichst treue Nachbildung des Erzherzogs.

Einer dieser jungen Herren, der eine noch gesuchtere Eleganz zur Schau trug, saß rauchend, das eine Bein hoch über das andre geschlagen, da, so daß man auf seinen karmesinroten Strümpfen die gestickte Namenschiffre bemerkte. Er sprach sehr viel und laut, kam eben von einem längeren Aufenthalt in Paris und London zurück und gab den Damen eine so in die kleinsten Details ein-

gehende Beschreibung der dortigen Moden, daß er ihnen imponierte. Er hatte die alljährliche große Kunstausstellung in Paris, den sogenannten „Salon" besucht, hatte der Verteilung der Preise beigewohnt, den neuesten französischen Roman durchblättert, allen Bühnengöttinnen, die gerade Mode waren, Beifall geklatscht. Er wußte, was man zu thun hatte, um „copurchic" zu sein, denn das Wort „pschutt", das bis dahin denselben Sinn gehabt, war bereits altmodisch. Dann erklärte er mit großer Wichtigkeit, wie man in Paris, um auszudrücken, daß man sich um irgend eine Sache nicht kümmere, sich den Teufel um etwas schere, nicht mehr sage: „je m'en bats l'oeil", sondern „je m'en bats la prunelle", und alle hörten ihm aufmerksam zu, wie einem Orakel. Man plauderte, schwatzte, klatschte, erzählte Skandalgeschichten, das letzte kleine Liebesabenteuer der Stiftsdame so und so, den Roman der Fürstin Z . . . mit dem Grafen X . . . und dergleichen mehr.

Eine besonders dreiste junge Dame wendete sich zu Helene.

„O, Halka, was für ein amüsanter Mensch dieser kleine Baron ist! Er hat mir versprochen, mir gleich nach meiner Verheiratung eine berühmte Skandalgeschichte zu erzählen! . . ."

Alle plapperten, zwitscherten durcheinander, meist in französischer Sprache; nur hin und wider ließ man ein polnisches Wort einfließen. Das Französische wurde übrigens sehr gut und richtig gesprochen und nur selten durch einen jener Ausdrücke verziert, welche sich im Lande so eingebürgert haben, daß man sie wirkliche Provinzialismen nennen möchte. So sagt man z. B. hier für Visitenkarten allgemein „mes billets" anstatt „mes cartes à visites"; „loger au parterre" anstatt „loger au rez-de-chaussée" (zu ebener Erde wohnen); für: mein Namenstag „mon jour de nom" anstatt „ma fête", und wie zur Zeit Richelieus und der Frau von Sevigné heißt es hier noch allgemein: „mon carrosse" anstatt „ma voiture". Man spricht das Französische etwas singend und gedehnt, aber sehr anmutig und wohlklingend.

Konrad schien sich bei der Unterhaltung zu amüsieren. Er stand etwas abseits an einen Baum gelehnt und warf

diesem Haufen junger thörichter Menschen nur von Zeit zu Zeit einen mitleidigen Blick zu.

Eine hübsche, kleine Brünette mit vorwitziger Nase redete ihn an: „Ich glaubte, Sie würden sich aus Baku eine junge Frau mitbringen, Herr von Mirski! Die Frauen dort sollen ja wunderschön sein!"

Er machte eine verächtliche Gebärde.

„Ich denke nicht daran, mich zu verheiraten!" entgegnete er. „Wenn ich aber daran dächte, würde ich die Ehegesetze jenes Volkes allerdings den unsrigen vorziehen, denn sie sind sehr viel besser!"

Alle weiblichen Gesichter wandten sich ihm sofort zu.

„Wenn man dort eine Frau nimmt, so macht man vor dem Mollah einen Kontrakt auf ein, zwei oder drei Jahre, oder selbst nur auf einige Monate, je nachdem man glaubt, längere oder kürzere Zeit zu brauchen, um die Frau kennen zu lernen," fuhr Konrad fort. „Soll die Ehe nach Ablauf dieser Frist weiter geführt werden, so schließt man einen neuen Kontrakt — ist das nicht der Fall, so geht man auseinander und der Mann erstattet den Eltern die Mitgift der Frau zurück."

Die Damen gaben ihren Abscheu durch allerlei Ausrufungen zu erkennen.

„Aber das ist ja unmoralisch!"

„Nicht im mindesten, denn das Gesetz erlaubt es," entgegnete Konrad. „Die Frau wird dadurch nicht weniger achtungswert und kann sich wieder verheiraten, wenn sie will. Finden Sie die Eheschließungen in Europa, die das reine Glücksspiel sind und denjenigen, der eine schlechte Nummer zieht, ohne Barmherzigkeit verurteilen, sie lebenslänglich als Kugel am Beine mit sich zu schleppen oder sich der Blamage eines Ehescheidungsprozesses auszusetzen, etwa moralischer? Mir wenigstens," setzte er wie zum Schluß seiner Rede hinzu, „mir wenigstens jagen unsre jungen Damen Furcht ein; sie sind Sphinxe, welche dem, der ihre Rätsel zu lösen sucht, oft gefährlich werden."

Helene, die ihm schweigend zugehört hatte, lächelte.

„Dann werden Sie unglücklicherweise für ewige Zeiten ledig bleiben müssen, Herr von Mirski. Es wäre denn, daß

Sie eine Witwe fänden, welche die Prüfung bereits bestanden hat!" sagte die hübsche Brünette mit schelmischem Spott.

Das Rollen der Räder eines neu ankommenden Wagens übertönte in diesem Augenblick das Lachen und die plaudernden Stimmen.

Mischa schlüpfte hinter dem sie bergenden Gebüsch hervor und eilte ihrem Vater entgegen, der über den Hof herüberkam. Als sie den Blick erhob, sah sie noch, wie Konrad sich zu Helene niederbeugte und ihr den Arm bot, um sie ins Haus zu geleiten.

Der Empfangssaal füllte sich mit Menschen. Herr Zaremba stellte seine Tochter vor; man beglückwünschte ihn geräuschvoll. Die Kleine war ja reizend — und wie sehr sie ihrer armen, lieben Mama glich!

Mischa lächelte und errötete abwechselnd.

In dem Moment trat auch Konrad ein, und das Gesicht des jungen Mädchens schien ihm aufzufallen, denn er fragte Helene: „Wer ist jene junge Dame? Ich kenne sie noch nicht."

Helene warf ihm einen scherzhaft-spöttischen Blick zu: „Aber es ist ja Micheline Zaremba, meine Stieftochter."

„Die kleine Mischa?"

„Gewiß."

Jetzt sah er die junge Dame genauer an und erkannte sie. Dessenungeachtet trat er nur langsam näher und grüßte sie ziemlich feierlich, ohne daß er einen Versuch folgen ließ, mit ihr zu sprechen. Mischa fühlte sich dadurch geärgert, denn sie hatte eine hübsche kleine Redewendung für ihn in Bereitschaft gehabt.

Während des sehr heiter und angeregt verlaufenden Mahles hatte sie indessen mehreremal die seltsame Empfindung, daß seine Augen auf ihr hafteten, und jedesmal, wenn sie seinem ernsten Blicke begegnete, fühlte sie sich von einer gewissen verlegenen Schüchternheit ergriffen. Auch Helene bemerkte diesen Blick und ein schmerzlicher Stich ging ihr durchs Herz. Wen konnte er denn so ansehen? Eifersüchtig beugte sie sich nach vorn, um der Richtung seiner Augen zu folgen, und ein heißer Zorn bemächtigte sich ihrer, als sie bemerkte, daß es Mischa war, die ihn beschäftigte.

Sie mußte eine unerhörte Anstrengung machen, um Herrin ihrer selbst zu bleiben.

Nun hatte man sich vom Tisch erhoben und wünschte sich gegenseitig gesegnete Mahlzeit. Einige der Gäste machten sich schon bereit, in die Wagen zu steigen.

Der Bankier näherte sich seiner Frau.

„Du wirst doch mit der Fürstin Marie fahren?“ fragte er.

Sie warf ihm einen herausfordernden Blick zu.

„Es wäre dir wohl sehr angenehm, mich immer unter die alten Möbel zu setzen . . .“ sagte sie und fügte dann verächtlich hinzu: „Nein, ich werde auf dem Coach Platz nehmen oder Herrn Mirski bitten, mich im Dogcart zu fahren.“

Achtzehntes Kapitel.

Unter dem Lachen und Plaudern der Gesellschaft setzten sich die Wagen in Bewegung. Einige junge Leute begleiteten den Zug zu Pferde und galoppierten nebenher. Mischa befand sich im Tarantas mit einer jungen Frau, die sie kaum kannte, und zwei jungen Herren, wovon der eine — der Bewunderer vom Bahnhofe — sie mit Schmeicheleien und Artigkeiten überhäufte. Aber sie hörte kaum, was er sagte, denn ihre Gedanken waren bei Konrad. Er fürchtete sich also auch vor ihr! Und dennoch — mit welchen Blicken hatte er sie, die alte Bekannte, die er doch kaum begrüßt, bei Tische, wenn er sich unbemerkt glaubte, angesehen!

Es war im Monat August und ganze Wolken blauer Schmetterlinge umgaukelten zwischen großen weißen Sternblumen, Grundheil und goldig blühendem Johanniskraut den Saum des Waldes. Die Leute, welche hier und da auf den Feldern oder auf den blumigen Wiesen mit Grashauen beschäftigt waren, verneigten sich, wenn die glänzende Karawane vorüberkam, bis zur Erde, und man rief ihnen aus den Wagen freundliche Worte und Grüße zu, wie: „Gott sei mit euch!“ — „Gelobt sei Jesus Christ!“ was die Bauern mit einem: „In Ewigkeit!“ respektvoll erwiderten.

Zum Sammelplatz war ein freier, von mächtigen Eichen

umstandener Platz mitten im Walde, in der Nähe eines Jagdhauses gewählt worden. Die kleinen Kosaken, die man vorausgeschickt, hatten dort zur Bewillkommnung der Gesellschaft ein mächtiges Feuer angezündet und schon von weitem sah man durch das leichte Laubwerk der Birken und Eichen die vom Winde bewegten blauen Rauchwolken emporsteigen.

Der Platz war erreicht, die lustige Gesellschaft stieg aus. Die Pferde wurden abgeschirrt und helle Frauenkleider schimmerten durch das Grün des majestätischen Waldes, der urplötzlich von Lachen und Heiterkeit wiederhallte.

Mischa, die sich ein wenig zurückhielt, sah, wie eins der plaudernden Paare nach dem andern in der grünen Dämmerung verschwand, und auch ihr Ritter näherte sich mit einer tiefen Verbeugung und der Frage: „Wollen Sie mir gestatten, Sie nach der Quelle zu begleiten? Sie ist hier ganz in der Nähe."

„Gut, lassen Sie uns gehen."

Mit gleichgültiger Miene spazierte Mischa an dem kleinen Bache entlang, der in seinem grünen Bett von Kresse und Farnkräutern mit sanftem Plätschern dahinfloß. Ihr auf den Fersen folgte der junge Geck, welcher — durch das Alleinsein ermutigt — sie mit einer Menge zierlicher Artigkeiten überhäufte. Sie hörte sich abwechselnd Fee und Dryade nennen ... ihre Haare waren Gold — ihre Augen glichen dem Vergißmeinnicht.

Endlich war ihre Geduld zu Ende. Sie stürmte vorwärts, wie um ihn zum Wettlauf aufzufordern, und rief ihm ohne Umstände zu: „Von der Mythologie verstehe ich nichts; kommen Sie lieber und helfen Sie mir Blumen pflücken."

Er schien etwas bestürzt, folgte aber gehorsam ihrem Befehle. Sie erreichte die Quelle zuerst und erwartete ihn hier.

„Er sieht wirklich ganz und gar aus wie ein schwacher Abklatsch des Erzherzogs," dachte sie, während er auf den Spitzen seiner lackierten Schuhe durch Gras und Kraut auf sie zukam.

Die Quelle, welche aus einer ausgehauenen Felsgrotte hervorsprudelte, fiel in ein von hellen, rosigen Kieseln gebildetes Becken, und Mischa hatte Lust von dem krystall-

klaren Wasser zu trinken. Ihr Kavalier sah sich in seinem Eifer, ihr gefällig zu sein, nach einem großen Blatte um, das ihr als Becher dienen könnte — aber das junge Mädchen erklärte mit dem Eigensinn eines störrischen Kindes, sie trinke nie aus etwas andrem als aus einem Glase.

„Das sollen Sie sogleich haben, mein gnädiges Fräulein!“

Damit eilte der galante Ritter in der Richtung des Jagdhauses davon.

Als er außer Sicht war, stieß Mischa einen Seufzer der Erleichterung aus.

„Endlich!“ rief sie.

Dann schlug sie schnell einen nach der entgegengesetzten Seite führenden Pfad ein.

„Der kleine Erzherzog mag denken, was er will,“ dachte sie unbekümmert, während sie sich voll Wonne in den grünen, duftenden, geheimnisvollen Schatten des Waldes vertiefte.

Leichten Fußes schritt sie über Wurzeln und wilde Erdbeerbüsche dahin. Dann und wann pflückte sie eine Blume, oder blieb stehen, um auf die Blaumeischen zu horchen, die sich in den Zweigen zankten, ein Eichkätzchen zu beobachten oder sich aus der Tiefe eines Waldausschnittes mit smaragdnen Reflexen an den flüchtigen Bewegungen eines Rudels von Damwild zu ergötzen, das aufgescheucht über die sonnenbeschienene Lichtung dahinjagte.

Sie unterhielt sich mit alledem so vortrefflich, daß sie die Zeit und ihren Aerger vergaß. Ein Geräusch auf dem Pfade hinter ihr veranlaßte sie, sich umzusehen, und sie erblickte in einiger Entfernung eine männliche Gestalt, welche hastig auf sie zukam.

„Er hat mich doch gefunden,“ dachte sie und fing, von kindischem Schrecken gepackt, aus Leibeskräften an zu laufen, indem sie das dichte Gebüsch vermied und die Zweige, welche ihr ins Gesicht schlugen, mit den Händen abzuwehren suchte. Ein zweiter Bach sperrte ihr den Weg. Sie wollte ihn in ihrem Mutwillen überspringen, hatte aber den Anlauf schlecht berechnet und fiel der ganzen Länge nach in das Schilf des jenseitigen Ufers, während ihre Füße und ihr Kleid im Wasser blieben.

Der Unfall erfüllte sie mit Beschämung. In der Besorgnis, den lachenden Augen ihres Verfolgers zu begegnen, wagte sie gar nicht, sich umzusehen.

„Ich komme!" hörte sie rufen, dann unterschied sie eilige Schritte, endlich das Geräusch eines Sprunges, und einen Augenblick später hatten zwei barmherzige Hände sie sanft umfaßt und auf das trockene Ufer gebettet.

Verwirrt und bestürzt blieb sie mit geschlossenen Augen liegen, bis sie eine Stimme dicht an ihrem Ohre sagen hörte: „Schöne Streiche, Fräulein Mischa!"

Verwundert erhob sie die Lider und begegnete den tiefen, freundlichen Augen Konrads.

„Sie sind es?" rief sie lachend und offenbar angenehm überrascht, und sich erhebend fügte sie hinzu: „Ich glaubte ja, es sei der Erzherzog!"

„Welcher Erzherzog?" fragte Konrad verwundert.

„Nun, jener kleine Herr, der mich keinen Augenblick verlassen hat und mich mit seinen Komplimenten umbringt. Er sieht aus, wie aus einer Modezeitung geschnitten, wie übrigens recht viele der jungen Männer hier."

„Rechnen Sie mich auch zu der Klasse?" fragte Konrad höchlich belustigt.

„O nein, Sie nicht!" gab sie im Tone der Ueberzeugung zur Antwort. „Sie sehen aus wie ein polnischer Edelmann."

Er lächelte.

„Sie lassen sich also nicht gern Komplimente sagen, Fräulein Mischa?" fuhr er fort.

Sie zögerte ein wenig, ehe sie erwiderte: „Nein ... das heißt ... es kommt ganz darauf an. Aber jener Herr übertrieb es und ich bin ihm davongelaufen."

„Ah, deshalb kam er so verlegen zurück und sagte, Sie hätten sich im Walde verirrt. Ihr Papa war sehr ängstlich und bot die ganze Gesellschaft auf, Sie zu suchen. Mir ist das Glück zu teil geworden, Sie zu finden."

In aller Unschuld und Harmlosigkeit blickte sie zu ihm auf und ihre Augen glänzten vor Vergnügen, als sie entgegnete: „Es freut mich sehr, daß Sie es waren ..."

Dabei hatten sie den Rückweg angetreten.

„Sie haben mich also in all den Jahren nicht vergessen?“ fragte er.

„O nein. Ich habe ja jeden Tag das kleine Gebet für Sie gesagt, um das Sie mich baten. Erinnern Sie sich noch?“

Ja, er besann sich jetzt darauf und blickte sie voll Entzücken und Zärtlichkeit an.

„Sie haben also jeden Tag an mich gedacht?“

„Ja, jeden Abend vor dem Schlafengehen.“

Langsam nahm er ihre Hand und führte sie an seine Lippen.

Sie zog die Hand nicht zurück, aber ihr Herz hörte auf zu schlagen. Was war denn das für ein eigentümlich süßes und verwirrendes Gefühl, von dem sie sich bis ins Innerste ihres Wesens durchdrungen fühlte?

Mit schüchterner Stimme fragte sie: „Warum haben Sie uns denn gar nicht wieder besucht?“

„Ich werde nächstens kommen,“ entgegnete er sehr leise und fuhr dann, indem er ihren Arm durch den seinigen zog, fort: „Jetzt erzählen Sie mir aber von sich selbst, von Biala-Gora, und wie Sie dort gelebt haben.“

Sie erzählte ihm, wie still ihre Tage mit dem Großpapa, der guten Tante Malwa, der getreuen Tarasia und zwischen ihren Bauern hingegangen waren.

Und während er ihr zuhörte, war es ihm, als sauge er den Duft eines Berg- und Feldblumenstraußes ein, den man für ihn allein gepflückt hatte.

Plötzlich kam dem jungen Mädchen ein Gedanke: „Sie fürchten sich wohl nun nicht mehr vor mir?“ fragte sie mutwillig.

Er lachte laut auf.

„Wie kommen Sie auf diese Idee?“

„Ja . . . ich erinnerte mich . . . daß Ihnen unsre jungen Damen Furcht einjagen . . .“

„Daran ist allerdings etwas Wahres,“ entgegnete er träumerisch. „Junge Mädchen täuschen so oft! . . .“

Während dieses Gespräches hatten sie die Waldwiese erreicht und Mischa betrachtete ihr nasses, zerdrücktes Kleid

mit trostlosen Blicken. Man empfing sie mit lauten Freudenrufen und überschüttete sie mit einer ganzen Lawine von Fragen. Helene näherte sich schnellen Schrittes und sagte mit einer Stimme, die Mischa kaum wieder erkannte: „Du bleibst also die kleine Wilde, die du immer gewesen bist? Begreifst du denn nicht, wie unschicklich dein Benehmen ist? . . .“

Die kleinen Kosaken gingen unter den Gästen hin und her und reichten gefrorenen Milchkaffee, kleines Gebäck und Süßigkeiten herum. Endlich fing es an kühl zu werden, und man gab Befehl zum Anspannen.

Helene hatte sich auf den Sitz ihres Dogcart geschwungen, die Zügel in die Hand genommen und erwartete nun, vor Zorn bebend, wann es Konrad gefällig sein werde, aufzusteigen. Dieser war wenige Schritte von ihr um Mischa beschäftigt und bemüht, das junge Mädchen sorgfältig in sein eignes Plaid einzuhüllen.

Endlich stieg er auf und nahm seinen Platz an Helenes Seite ein. „Wollen Sie fahren?“ fragte er.

Statt aller Antwort ließ sie die Peitsche mit solcher Energie auf die Rücken der Pferde niedersausen, daß die Tiere in tollem Galopp dahinstürmten.

Diese Heftigkeit brachte Konrad zum Bewußtsein der Situation. Er sah Helene an und erschrak über den Ausdruck wahnsinnigen Zornes, der auf ihren finster zusammengezogenen Brauen lag.

Er wollte ihr die Zügel aus der Hand nehmen, aber sie schleuderte ihm ein so ironisches: „Fürchten Sie sich?“ zu, daß er ruhig die Arme über der Brust kreuzte und sie gewähren ließ. Die Maßlosigkeiten des schönen, launischen Geschöpfes waren ihm lange genug bekannt und setzten ihn nicht mehr in Erstaunen. Früher, im ersten Feuer der Jugend, hatte er Helene so anbetungswürdig gefunden, daß er sich und sein Leben ihr zu Füßen gelegt. Sie hatte es zurückgewiesen; die Erfahrung war eine sehr harte, schmerzliche für ihn gewesen — jetzt war alles das vorüber. Jedes von ihnen ging jetzt seinen eignen Weg, und er . . . er hatte vergessen.

Mit dämonischer Lust fuhr Helene fort, die Peitsche über den flatternden Mähnen der außer sich gebrachten Pferde spielen zu lassen. Sie schien eine wahre Wollust darin zu finden, Konrad in diesem rasenden Lauf dahinzuführen — weit fort von allen denen, welche sich verbündeten, ihr den Geliebten zu entreißen! Vielleicht hoffte sie, der Wagen möchte zerschellen und sie beide hinausschleudern ins Leere! Der Tod mit ihm wäre ihr süß erschienen!

Die Bauern, welche das leichte, zerbrechliche Gefährt rasselnd über die Steine der Straße dahinfliegen sahen, bekreuzigten sich.

Als das Herrenhaus von Lipowa mit dem weißen Säulengang auf seinem dunkeln Hintergrunde von Nadelholz sichtbar wurde, faßte Konrad plötzlich mit festem, ruhigem Griffe die Zügel, nahm Helene die Peitsche aus der Hand und zwang die Pferde, im Schritt zu gehen.

„Nun ist's genug des Scherzes," sagte er lächelnd. „Wir sind bald an Ort und Stelle und müssen nun wieder vernünftig sein."

Dann suchte er die keuchenden Tiere durch sanftes Zureden zu besänftigen.

Er benahm sich etwa wie ein guter Lehrer, welcher eine Weile an der Tollheit seines Schülers teilgenommen hat, endlich findet, daß es genug sei, und ihr ein Ende macht.

Helene sah ihn betroffen an und ließ ihn gewähren, ohne ein Wort zu erwidern. Die Kraft und Ruhe, deren er sich gar nicht bewußt zu sein schien, stachelte ihre Leidenschaft nur um so mehr auf, und als sie in den Schloßhof einfuhren, fühlte sie, daß sie ihn glühender liebte als je.

Neunzehntes Kapitel.

Am andern Morgen — der Ball hatte bis zum Anbruch des Tages gewährt — führten die Kaleschen und Bogheis, die Dogcarts und Tarantas die meisten der Gäste von

Lipowa hinweg. Auch Konrad war unter denen, die sich verabschiedeten. Johann Sawinski, dessen mächtige Gestalt ihren breiten Schatten über den Perron warf, beobachtete voll Interesse einen sehr lauten Trupp der auffallendsten galizischen Stutzer, die eben in den letzten Mail kletterten.

„Sind eure Gogos, eure Modenarren, wenigstens ordentliche Patrioten?" fragte er den Bankier, der eben hinzutrat, mit etwas spöttischem Klange seiner schallenden Stimme.

„Wenn man sie fragte, würden sie jedenfalls antworten: nein, das wäre zu lästig und unbequem," entgegnete sein Schwiegersohn. „Aber das alles ist nur Gethue. Ich habe früher viele solcher Stutzer und noch schlimmere gekannt, die sich doch, als der erste Schuß fiel, in wirkliche Helden verwandelten!"

„Aber du würdest doch keinem von diesen Zierbengeln deine Mischa geben?"

„O, das möchte ich doch nicht so unbedingt verreden; es sind sehr wackere Menschen darunter."

„Höre mal, mein lieber Stas, ich will dir den Wunsch und Traum meines großväterlichen Herzens verraten — es ist wahrscheinlich ein sehr thörichter ... aber ..."

In diesem Augenblick näherte sich Helene in ihrer graziös nachlässigen Weise.

„Aber ich möchte wetten, Frau von Zaremba wird meiner Meinung sein," fuhr der alte Herr fort. „Wir sprachen eben von Mischa und ich wollte Stas sagen, daß es der Traum und Wunsch meines Lebens ist, sie eines Tages mit Konrad Mirski verheiratet zu sehen."

Die junge Frau warf dem Sprecher einen verstörten Blick zu und ein böses Lächeln huschte über ihre bleichen Lippen.

„Konrad Mirski!" lachte sie mit ihrer schärfsten Stimme. „Ein Mensch, der gar nichts besitzt, sich mit seinem Vater überworfen hat und — wenn man dem Gerücht Glauben schenken kann — ein ziemlich lockeres Leben führt! Das wäre eine ziemlich armselige Partie, Herr von Sawinski."

Dabei brach sie in ein krampfhaftes Lachen aus. Ihr Busen wogte und es lag etwas wie eine Drohung in dem Blitzen ihrer Augen und in der herben Heftigkeit ihrer Worte.

„Der junge Mann mißfällt mir nicht,“ sagte der Bankier ruhig.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Eisenbahnzug, welcher Konrad davonführte, verfolgte seinen Weg nach dem zerklüfteten Abhange der Karpathen mit mäßiger Geschwindigkeit. Der junge Ingenieur war allein in seiner Wagenabteilung und versuchte, obwohl er ein entfaltetes Zeitungsblatt in der Hand hielt, sich mit geschlossenen Augen die entzückenden Eindrücke zurückzurufen, die er am Tage vorher empfangen und mit Herz und Sinnen in sich aufgenommen hatte.

Diese kleine Mischa war wirklich reizend und selbst imstande, ihn — den ernsten jungen Mann, der seine Erfahrungen gemacht hatte und die Frauen kannte — zu bezaubern!

Sie war noch ganz und gar Kind und dabei doch ein bereits ausgebildetes weibliches Wesen! Mit welchem zärtlichen Glanze in den Augen hatte sie ihm, als er sie im Walde aufgefunden, gesagt: „Es freut mich sehr, daß Sie es waren.“

Wollte er sie heiraten? Nein, er dachte nicht daran! Man würde doch nur gesagt haben, es sei ihre Mitgift, nach welcher er trachte! Außerdem würde er dadurch der Schwiegersohn Helenes geworden sein, und das wäre doch gar zu lächerlich gewesen.

Die langsame Bewegung des Zuges hatte etwas Einschläferndes und wie im Traume sah er beide, Helene und Mischa, an sich vorüberschweben; die eine hochmütig und herausfordernd in ihrer siegenden Schönheit, die andre eher schüchtern und gleichsam wie mit dem Dufte der Berge durchtränkt.

Da flog plötzlich mit einem Ruck die Thür des Coupés auf, ein scharfer frischer Luftzug drang herein und eine Stimme rief: „Guten Morgen, mein sehr geehrter Herr von Mirski!“

Der junge Mann öffnete die Augen und runzelte dann die Stirn.

„Advokat Yasowitsch?“

„Ihnen zu dienen!“

Der Advokat war sehr passend und sorgfältig ganz in Schwarz gekleidet und seine großen runden, weit aus dem Kopfe hervortretenden Augen hatten einen listigen Ausdruck. Der wohl gewichste Schnurrbart, welcher das galliggefärbte Gesicht in zwei Hälften teilte, verdeckte die harten Züge um den Mund, die gelbe Stirn hatte sich durch das unaufhörliche Brüten über schwierigen Plänen und Gedanken gefurcht und mit Falten durchzogen.

„Ich wußte, daß Sie erwartet wurden, Herr von Mirski, und so bin ich gekommen, um Sie auf dem Wege abzufangen," sagte er.

Dabei streckte er Konrad die fette Hand entgegen, welche dieser, die steifste Haltung beobachtend, nicht zu bemerken schien.

Ohne sich dadurch abschrecken zu lassen, fuhr der Advokat in seiner öligen Weise fort: „Nehmen Sie meine Hand, Herr von Mirski, glauben Sie mir, es ist die Hand eines Freundes ... eines Freundes, der keinen eifrigern Wunsch hegt, als die vollständige Aussöhnung zwischen Ihnen und Ihrem verehrten Herrn Vater."

Dabei nahmen seine Augen unter den blinzelnden Wimpern einen väterlichen Ausdruck an.

„Ich habe bis jetzt nicht Gelegenheit gehabt, etwas von Ihrem guten Willen zu bemerken," entgegnete Konrad trocken. „Im Gegenteil; ich weiß recht wohl, wofür ich Ihnen zu danken habe! Sie spielten ein feines Spiel und wollten mich mit meinem Vater entzweien, um seine Angelegenheiten allein in der Hand zu haben. ... Nun findet sich aber, daß die Oelquellen, da die Schächte nicht tief genug sind, wenig oder gar keine Ausbeute geben und meinen Vater viel Geld kosten. Welchen geheimen Zweck verfolgen Sie nun heute? Sprechen Sie offen, denn ich würde ja doch bald hinter Ihre Schliche kommen."

Der Advokat, welcher mit den Ellenbogen auf den Knieen, das Kinn in die gelblichen Hände gestützt und in sich selbst zusammengekrümmt dasaß, blickte den jungen Mann mit seinen Glotzaugen unverwandt an.

„Na immer drauf los ... schlagen Sie immer drauf

los. Ueberhäufen Sie den alten Diener immerhin mit Vorwürfen ... er wird Ihnen doch die Hände küssen," sagte er mit salbungsvoller Ueberlegenheit. „Sie sind noch immer der kleine, tolle Konradek von ehemals, der sich in einem Anfalle von Eifersucht, auf die Gefahr hin, überfahren zu werden, vor den Pferden der Gräfin Regine auf die Erde warf! ... Haben Sie denn ganz den autokratischen Charakter des verehrten Herrn Vaters vergessen? Bin ich denn mehr als ein Werkzeug in seiner Hand? Macht er mit seinen veralteten Ansichten nicht alle meine Pläne zu nichte? Ich habe ihm vorgeschlagen, Sie herbeizurufen, und er hat mich einen Sozialisten genannt! Dennoch würden Sie uns gerettet haben — und wenn ich jetzt hier vor Ihnen erscheine, geschieht es in keiner andern Absicht, als der, Ihnen etwas vorzuschlagen, was Sie zum reichen Mann machen kann."

Konrad hörte dem schlauen Fuchs unbewegt zu. Man kam den Karpathen immer näher und in der roten Beleuchtung der untergehenden Sonne ragten die Schieferwände des Gebirges phantastisch aus dem Walde von Riesentannen empor.

„Ja, ich bin gekommen, um Ihnen ein Vermögen und zugleich das unfehlbare Mittel zu bieten, Ihren verehrten Herrn Vater zu überzeugen!"

Und nun erzählte er, daß in einem zu der Mirskischen Domäne gehörenden Dorfe ein Bauer namens Piotre Béla im Besitz petroleumhaltigen Landes sei, welches infolge seiner günstigen Lage und Beschaffenheit schon in einer Tiefe von vierzig bis fünfzig Meter unter der Oberfläche reiche Ausbeute an Oel verspreche. Unglücklicherweise sei dies Terrain hypothekarisch dem jüdischen Schenkwirt des Ortes verpfändet, dieser verlange sein Geld zurück und habe dem Bauer nur unter der Bedingung noch Frist gegeben, daß die Vorarbeiten zur Aufschließung der Quellen sofort in Angriff genommen würden. Als äußerster Termin sei der 15. Mai 188 ... gesetzt und wenn Piotre dann nicht mit Petroleum zu zahlen vermöge, so falle der Besitz mit Schiff und Geschirr in die Hände des Juden. Es sei also die höchste Zeit, einen Ingenieur zu finden, welcher sich bereit erkläre, die Arbeiten zu leiten.

„Die Bedingungen sind sehr hart und in Anbetracht des Winters, der die Arbeiten unterbrechen wird, ist die Frist sehr kurz bemessen," entgegnete Konrad.

„Aber vielleicht wäre es mit den amerikanischen Maschinen, von denen Sie in Ihren Zeitungsartikeln sprechen, dennoch möglich ..." schob der Advokat ein. „Vielleicht könnte auch ich Ihnen, wenn dies nötig ist, zu Hilfe kommen ..."

Jetzt war der Zug an einem wichtigen Knotenpunkt der Bahn angelangt und zwei Passagiere stiegen ein. Je näher man dem Mittelpunkte des Petroleumbezirkes kam, je lebhafter wurde der Verkehr. Der Bahnhof war gedrängt voll Menschen, und Juden und andre Geschäftsleute stiegen ein und aus. Die beiden neuen Passagiere waren reiche Armenier, Grundbesitzer aus der Gegend und befanden sich in großer Aufregung.

„Ah, guten Morgen, Yasowitsch!"

Der Advokat erwiderte den Gruß.

„Wissen Sie schon die große Neuigkeit? Bei Laski, dem Lehrer, ist eine mächtige Petroleumquelle hervorgebrochen! Der Strahl ist hoch in die Luft gestiegen! Wenn der darüber nicht verrückt wird! ... Seit sechs Jahren hat er gesucht und gewühlt, hat erst sein ganzes Vermögen, das vierzigtausend Gulden betrug, in das Unternehmen gesteckt, dann die sechstausend, die er von einem Verwandten erbte, hinterher geworfen, ohne daß er auf Oel stieß. Bei erlangter Mündigkeit hatte seine Tochter bei einer Versicherungsgesellschaft eine gewisse Summe zu erheben. Er wartet darauf, sie gibt ihm alles in der festen Ueberzeugung, daß alles verloren ist. Er gräbt weiter — alles vergeblich! Da — diesen Morgen, bricht aus dem letzten Schachte ein Petroleumstrahl mit solcher Gewalt und Mächtigkeit hervor, daß man nicht Fässer genug hat und aus den Vorräten der nahen Brennerei borgen muß, was nur immer zu kriegen ist."

„Der Glückspilz!"

Konrad war näher gerückt.

„Ich bin gerade hierher gekommen, um die Verhältnisse des Landes zu studieren," sagte er. „Kommen denn hier auch häufig Unglücksfälle vor?"

„In dem eigentlichen Petroleumbezirke ziemlich selten. Aber in Boryslaw, wo die großen Erdwachslager sind, ist's schon gefährlicher. Dort zählte man früher jährlich gegen tausend Tote — jetzt, bei den bessern Einrichtungen, verunglücken alljährlich nur noch gegen dreihundert. Die Lüftung ist sehr schwierig, die Ventilationen genügen häufig nicht, das zuströmende Gas abzuführen. Es nützt kaum etwas, daß man dem Arbeiter ein Seil um den Leib schlingt, um ihn, sobald er das Zeichen dazu gibt, schleunigst heraufziehen zu können, denn er hat oft nicht mehr die Kraft, dies Zeichen zu geben. Das Gas versetzt die Leute in eine so angenehme Betäubung, daß man, wenn sie wieder zur Besinnung gekommen sind, oft Mühe hat, sie an der sofortigen abermaligen Einfahrt zu hindern."

Dann kam die Rede auf die vielen Prozesse zwischen den Besitzern der Erdwachsgruben.

„Sie rühren hauptsächlich von dem unvernünftigen Zusammendrängen der Gruben her," erklärte der eine der Herren. „Man zählt hier auf einem Flächenraum von zweihundertfünfzig Hektaren etwa zwölftausend Schächte, die alle mit kleinen Häuschen überbaut sind. In letztern wohnen die wachsamen Eigentümer, meist Juden. Natürlich finden Diebstähle, Unterschlagungen, Eingriffe in fremdes Recht über und unter der Erde statt und diese Fälle werden häufig durch Messerstiche zum Austrag gebracht. Die fieberhafte Gier nach Gewinn macht die Menschen völlig herzlos. Bei Auffindung neuer Erdwachslager sind z. B. die mit Gas und Petroleum gemischten Wassermassen zuweilen so übermächtig, daß sie sich gewaltsam Bahn an die Oberfläche brechen. Die Arbeiter finden dann manchmal nicht Zeit, sich zu retten und nicht selten vernimmt man in Hindeutung auf solche Unfälle im Kreise der Eigentümer Aeußerungen wie: ‚Hat der Mensch Glück! Es sind dies Jahr schon zwei Arbeiter in seinen Schächten ertrunken!'"

Der Zug fing an seine Schnelligkeit zu mäßigen — Konrad bereitete sich vor auszusteigen.

„Sie gehen wahrscheinlich nach Groß-Pola zu Ihrem Herrn Papa?"

Der junge Mann zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„Gewiß, später, nachdem ich meine geschäftliche Rundreise beendigt haben werde,“ sagte er dann.

Unter den vielen Bauern in bunten Trachten, welche sich am Eingange des Bahnhofes zusammendrängten, befanden sich auch eine Menge Fuhrleute, deren mit langgehörnten Ochsen bespannte Wagen mit Petroleumfässern beladen waren.

Jasowitsch beugte sich zu dem jungen Ingenieur: „Wenn Sie auf Ihrem Wege Klein-Pola berühren sollten, so vergessen Sie den Piotre nicht …“ sagte er mit seiner fettigen Stimme.

„Jedenfalls bin ich vor Oktober nicht frei!“ rief Konrad, indem er aus dem Coupé sprang.

Zwanzigstes Kapitel.

Es war gegen Ende September. Ein grauer, regenschwerer Himmel hing über den Karpathen und umgab ihre Spitzen mit feuchten Nebelschleiern. Am Ufer des Flusses, gerade da, wo man die Furt überschreitet, erhebt sich das Wirtshaus, eine düstre Masse mit kleinen schon erleuchteten Fenstern. Man feierte Kirchweih.

Von allen Seiten trafen Landleute ein. Sie setzten sich am Ufer nieder, zogen die Fußbekleidung aus und hingen die Stiefel über die Achseln. Die jungen Mädchen trugen Blumen im Haar, die Frauen rote Tücher turbanartig um den Kopf geschlungen und alle schürzten ihre Röcke mit vollständiger Unbefangenheit bis über die Kniee, um die Furt zu passieren.

In der großen Schenkstube des Wirtshauses bedienten Isaak Rappaport, der Wirt, und seine Frau Rifka die Gäste. Der Lärm in diesem Raume war betäubend. Der Musikant von Klein-Pola saß bereits halb berauscht, mit herabhängenden Beinen auf einem Tische und kratzte eine Kolomeyka.

Die jungen Mädchen mit den langen blonden Zöpfen und die Burschen in gestickten Westen sprangen und drehten sich im Takte wie besessen.

Dabei wurde scharf getrunken. Der Schenkwirt Isaak war in der ganzen Gegend dafür bekannt, daß er den Branntweinrausch der Bauern zu benutzen wußte, um ihnen das Recht zur Ausbeutung ihrer petroleumhaltigen Ländereien zu den erbärmlichsten Bedingungen abzuschwindeln. An diesem Nachmittage hatte der geriebene Bursche ein neues Opfer, das vom Schnaps schon halb betäubt war, in den gierigen Krallen.

„Na, Einfaltspinsel, wirst du endlich unterschreiben?“ rief er dem Bauer zu, indem er ihm das Glas vollschenkte. „Du begreifst doch, daß es zu deinem Glück ist! Kommst du weiter damit, wenn du nächstes Jahr wieder einige Scheffel Hafer auf deinen Feldern baust? Wenn du mir aber das Recht der Ausbeutung verkaufst, kriegst du Geld . . . viel Geld! Komm, laß uns darauf mal anstoßen!“

„Wieviel Prozent soll ich auf meinen Teil von dem Petroleum kriegen, Isaak?“ fragte der Betrunkene mit dicker Zunge.

„Fünfzehn vom Hundert . . . du kannst mir dafür die Hand küssen!“

„Fünfzehn?“ sagte der Mann, indem er mit blödem Lachen den Kopf schüttelte. „Aber Stephan Iwonitsch . . . du weißt wohl, Stephan Iwonitsch, der Schmied . . . der hat viel mehr gekriegt . . . Wieviel hat er denn gleich gekriegt, Isaak? . . . Komisch, daß ich mich nicht darauf besinnen kann!“

„Da trink mal, das stärkt das Gedächtnis!“

Aber der Bauer wiegte seinen schweren Kopf noch immer nachdenklich von einer Seite zur andern.

„Wieviel hat doch der Stephan gekriegt?“

„Na, wirst du nun zu einem Entschlusse kommen, oder nicht, du Vieh? Willst du den Kontrakt unterschreiben? Glaubst du etwa, ich hätte Zeit, mich bei deinen Dummheiten aufzuhalten. Rifka, bringe mal Tinte und Feder her . . . flink!“

Aufs neue hob er das Branntweinglas.

„Noch einen Schluck, Semin. Wir wollen auf deinen künftigen Reichtum anstoßen!“

„Auf deine Gesundheit!“ sagte der Bauer.

Der Jude legte ein Papier auf den Tisch.

„Hier . . . schreibe deinen Namen hierher!“

Jetzt tauchte ein lichter Gedanke in dem Hirn des Bauern auf.

„Ich erinnere mich jetzt,“ sagte er mit strahlendem Gesicht. „Stephan hat fünfundvierzig vom Hundert gekriegt.“

Wütend richtete sich der Jude auf.

„Willst du aufhören, Unsinn zu reden, habgieriger Hund!“ schrie er. „Wenn du nicht gleich unterschreibst, zerreiße ich den Kontrakt und du kannst dann das Stempelpapier bezahlen.“

Dabei goß er dem Bauer das Glas noch einmal bis zum Rande voll.

„Da trinke und dann unterschreibe.“

Der Bauer leerte das Glas auf einen Zug, sah dann den Juden mit stumpfsinnigem Ausdruck an und wie bezaubert von den Luchsaugen, die ihn keinen Moment wieder losließen, streckte er die Hand aus, nahm die Feder und malte seinen Namen unter den Kontrakt. Dann fiel sein Kopf auf die Brust und er sank in tiefen, schweren Schlaf.

Bald darauf öffnete sich die Thür der Schenke vor einem neuen Gaste. Konrad trat in Begleitung des Advokaten und eines Bauern ein. Die Violine verstummte und die Landleute umringten in ehrerbietiger Haltung den Sohn ihres Gutsherrn.

„Guten Abend, Isaak,“ sagte Yasowitsch. „Geht's gut mit dem Geschäft?“ Und leiser fügte er hinzu: „Ich glaube, es ist mir gelungen. Er wird die Sache übernehmen . . .“

Ein blitzartiges Leuchten schoß in den Augen des Juden auf.

„Gut, gut!“ flüsterte er, und indem er sich tief vor Konrad verneigte, fügte er laut hinzu: „Ich lege mich dem gnädigen Herrn zu Füßen.“

Mit kurzen Worten verlangte der junge Mann den

Kontrakt zu sehen, welchen Piotre Béla vorigen Monat unterzeichnet hatte.

Isaak begab sich nach dem anstoßenden Alkoven und brachte bald darauf ein fettiges Papier zum Vorschein, das er vor dem Ingenieur ausbreitete.

Der Kontrakt lautete:

„Wenn am 15. Mai 188 . . . bis abends sechs Uhr, keine Petroleumquelle auf dem Grundstücke des Piotre Béla erschlossen und im Betriebe ist, so tritt Isaak Rappaport mit Umgehung aller gerichtlichen Formalitäten nicht nur in sofortigen Besitz des petroleumhaltigen Terrains, sondern wird auch Eigentümer aller Gerätschaften, des Handwerkszeuges und der Maschinen. So geschehen" 2c. 2c.

„Und ist das Euer letztes Wort, Isaak?" fragte der junge Mann.

„O, mein verehrter gnädiger Herr, bedenken Sie doch, daß mir der Schelm da das Geld seit länger als drei Jahren schuldig ist . . . daß ich eine Familie zu ernähren und zu erziehen habe, und . . ."

Konrad schnitt ihm durch eine ungeduldige Handbewegung das Wort ab. Dann wandte er sich zu dem ihn begleitenden Bauer: „Das wäre also abgemacht, Piotre. Ich werde die Arbeiten auf deinem Terrain leiten und mit der Hilfe Gottes und tüchtiger Arbeit hoffe ich, soll uns das Werk gelingen!"

Der Bauer umfaßte die Kniee des jungen Mannes: „Möge die heilige Jungfrau meinen gnädigen Herrn beschützen!" rief er gerührt.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Tage kam der Advokat mit der schlauen und hinterlistigen Anfrage zu Konrad, ob er nicht auf seine Kosten eine der berühmten kanadischen Bohrmaschinen kommen lassen wolle.

Der Ingenieur durchschaute mit einem Blicke die Unwissenheit des Mannes.

„Eine kanadische Bohrmaschine?" fragte er. „Wozu? Ein mit Hacke und Schaufel ausgegrabener Schacht wird, in

Anbetracht der geringen notwendigen Tiefe und der weichen Beschaffenheit des Bodens, vollständig genügen."

„Ich glaubte in Ihren Zeitungsberichten gelesen zu haben, daß ..." wagte Jasowitsch demütig zu bemerken, „daß ..."

Der junge Mann unterbrach ihn barsch: „Erstens, Meister Jasowitsch, wünsche ich nicht, Ihnen was schuldig zu sein — verstehen Sie mich? ... zweitens aber habe ich keine Zeit, auf Ihre amerikanischen Maschinen zu warten, die der arme Piotre nicht bezahlen könnte und die, wie Sie wissen, dem Juden zufallen würden, wenn das Glück uns nicht günstig wäre. Haben wir Maschinen nötig, so bin ich schon im stande, sie selbst mit Hilfe meiner Leute herzustellen. Ich habe nicht umsonst drei Jahre in Amerika gearbeitet."

Der Advokat entfernte sich betreten.

Konrad hatte sich schnell und entschlossen an die Arbeit gemacht — kam aber, als er der Sache näher trat, zu der Ueberzeugung, daß er, da das Gas voraussichtlich mit zu großer Gewalt entweichen würde, von seinem ursprünglichen Plane, einen gewöhnlichen Schacht abteufen zu lassen, absehen und sich zu der Arbeit mit dem Erd- und Gesteinbohrer entschließen müsse, wie sie in Belgien und Amerika bis zu einer Tiefe von sieben- bis achthundert Meter ausgeführt wird. Das Verschütten des Bohrloches durch nachrollendes Gestein oder Erdreich war in diesem Falle durch hinabgelassene Röhren von Eisenblech wirksam zu verhindern.

Diesem Plane folgend, hatte Konrad eine kleine Hütte für sich, eine improvisierte Schmiede und was sonst nötig war, am Abhange des Berges errichten lassen. Der Winter schien hart werden zu wollen und er wünschte deshalb die Vorarbeiten so schnell als möglich zu beginnen. Vor allem mußte er die Bäume fällen lassen, welche bei Untersuchung des Bodens hinderlich waren, und die Anfertigung eines großen eisernen Erdbohrers persönlich überwachen. War dann der Winterfrost vorüber, so würden, wie er hoffte, vierzehn Tage genügen, um die fertigen Gerüste aufzustellen und die Bohrarbeit, die dann keine Schwierigkeiten mehr bot, konnte in Angriff genommen werden.

Von der Meierei in Klein-Pola, wo Konrad sich einquartiert hatte, konnte man in der Ferne die grauen Dächer von Biala-Gora sehen. Mischa war jedenfalls dorthin zurückgekehrt — und bei dem Gedanken empfand Konrad ein beinahe unwiderstehliches Verlangen, hinüber nach dem Schlosse zu reiten. Aber er gab dem Wunsche nicht nach, sondern beharrte in dem Entschlusse, sich ganz und gar in seine gegenwärtige Aufgabe zu versenken. Es handelte sich hier nicht allein um Vermögen und Zukunft einer Familie, sondern auch sein Ehrgeiz kam ins Spiel. Sein Ruf als geschickter Ingenieur stand in Frage. Scheiterte das Unternehmen, so galt das in den Augen seines Vaters als hinreichender Beweis für seine Unfähigkeit, gelang es dagegen, so war vielleicht eine Aussicht vorhanden, den alten Starrkopf zu besiegen und zu überzeugen.

So gingen die Tage für den jungen Mann in einförmiger Arbeit und Thätigkeit dahin, ohne daß er den versprochenen Besuch in Biala-Gora abstattete — aber eines Sonntags vermochte er es nicht länger, der Sehnsucht zu widerstehen. Er gab Befehl, sein Pferd zu satteln, und galoppierte mit der überschäumenden Lust eines Schülers, der in die Ferien geht, nach der Richtung des Dwur davon.

Je näher er dem Schlosse kam, desto ungestümer klopfte sein Herz. Er sollte sie wiedersehen, das reizende, kindliche Geschöpf, das in seiner Unschuld und Harmlosigkeit so schnell den Weg zu seinem Herzen gefunden hatte. Ein gewisser landwirtschaftlicher Geruch, den der Wind mit dem Tone der Glocken zu ihm herübertrug, erinnerte ihn an die Erzählungen Mischas. Er erkannte den jetzt mit Herden von weißen Gänsen bedeckten kleinen Fluß, an dessen Ufer sie dereinst als Kind eingeschlafen war, er sah die zerstreuten, malerischen Häuschen des Dorfes, die Kirche mit dem bemoosten Schindeldache und, überragt von dem großen schwarzen Kreuze, den kleinen Gottesacker, wo die blasse Tarasia bei Sonnenuntergang ihre geheimnisvolle Ernte hielt. Hier und da wieder begrüßte ihn ein Landmann mit dem landesüblichen: „Gelobt sei Jesus Christ!“ und das erinnerte ihn wieder, daß alle diese braven Leute auch den Namen der

kleinen Fee von Biala-Gora auf den Lippen und im Herzen trugen.

Endlich lag im Sonnenschein, ein wenig verhüllt von dem Schleier herbstlich gefärbter Lindenblätter, das Herrenhaus vor ihm.

Dort fand er den Besitzer durch einen Gichtanfall an die Chaiselongue gefesselt. Der alte Edelmann, an Schmerzen und Kranksein nicht gewöhnt, war — wie alle zeitlebens gesund gewesenen Leute in solchen Fällen — in der allerübelsten Laune. Einige Gutsbesitzer der Umgegend waren gekommen, um eine Partie Whist mit ihm zu spielen. Malwine und Mischa waren zu einem Besuch in der Nachbarschaft ausgefahren.

Konrad empfand bei dieser Nachricht eine sehr herbe Enttäuschung. Aber er wollte die Heimkehr der Damen erwarten und nahm — ein ziemlich schweigsamer Gast — in der Nähe der Spieler Platz, um ihnen zuzusehen.

Bald darauf wurden zwei junge Herren, Söhne eines Großgrundbesitzers der Umgegend, sowie ein junger Ulanenoffizier gemeldet.

Ein dicker Herr, welcher rauchend neben Konrad saß, stieß ihn mit dem Ellbogen an.

„Sehen Sie, wie die Freier aufmarschieren," sagte er mit spöttischem Lachen. „Fräulein Mischa geht ins achtzehnte Jahr — die Bewerber wittern die reiche Mitgift und fangen an sie zu umschwärmen."

Konrad glaubte eine Anspielung auf seine eigenen Absichten aus den Worten des dicken Mannes, der als böse Zunge in der ganzen Gegend bekannt war, herauszuhören. Er errötete vor Aerger bis unter die Haarwurzeln und benutzte die bei der Begrüßung der neuen Gäste entstandene Unruhe, um sich eiligst zu verabschieden. . . . Die Einladung, zum Abendessen zu bleiben, lehnte er entschieden ab, befahl, sein Pferd vorzuführen, und machte sich tief verstimmt auf den Heimweg.

„Nein," murmelte er zwischen den Zähnen, während er nach Klein-Pola zurücktrabte, „nein, man soll nicht sagen, daß ich ihrer Mitgift nachstelle!"

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Herbst ging zu Ende. Der mit den welken Blättern spielende Wind wurde frischer — es fror sogar schon ein wenig. Der alte Mirski saß seit dem frühen Morgen einsam und vergrillt, seinen Aerger in sich hineinschluckend, und rauchte seine türkische Pfeife. Plötzlich ertönte Lärm im Hofe des Dwur: Wagenrollen, Pferdeschnaufen, lautes Rufen nach der Dienerschaft.

„Wer ist da, Ilko?“ rief der alte Herr.

„Die gnädigen Herrschaften von Biala-Gora und Frau von Zaremba.“

Vortrefflich! Da war doch jemand, gegen den er seiner Galle Luft machen konnte.

„Frau von Zaremba? . . . Die ist ja längst tot! . . . Ah richtig, richtig, es ist ja die zweite Frau . . . die schöne Ukränerin, von der so viel gesprochen wird!“

Dabei richtete sich der alte Edelmann hoch auf, knöpfte den Rock in der Taille fest zu, zwirbelte die beiden Spitzen seines grauen Schnurrbartes in die Höhe und eilte den Damen entgegen. Er hatte immer eine Vorliebe für schöne Frauen gehabt.

Mischa und Malwine sprangen zuerst aus dem Wagen. Aus der zweiten Kalesche stiegen Helene und Johann Sawinski.

Der alte Herr fühlte sich wie geblendet beim Anblick der aristokratischen Schönheit, die sich aus einer förmlichen Flut von Samt und Seide herausschälte. Er verbeugte sich in beinahe unterthäniger Weise und drückte oberhalb des parfümierten Handschuhs, gerade da, wo sich der Aermel ein wenig schweifte, einen Kuß auf die atlasweiche Haut.

Dieser Ueberfall war ein neuer Streich von Helene.

Sie war eines Morgens mit dem glühenden Verlangen erwacht, zu wissen, was Konrad seit zwei Monaten in dem Oeldistrikte festzuhalten vermöge. War es Mischa?

Schlau, wie sie sein konnte, wenn es sich um ihre Herzensthorheit handelte, fragte sie den Bankier: „Könnten wir nicht einmal Micheline besuchen?“

„Wir haben diese Woche eine Sitzung, der ich beiwohnen muß.“

„Gut, so werde ich allein gehen . . .“

Die Vorbereitungen zu diesem Besuch nahmen nicht viel Zeit in Anspruch. Helene ließ ihrem Kammermädchen kaum Zeit zum Packen und fiel eines Abends voll Eifersucht und Mißtrauen, wie vom Himmel geschneit, in Biala-Gora ein.

Bereits am andern Tage gelang es ihr durch ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit und große Klugheit, den Hausherrn zu einem Besuche in Groß-Pola, bei dem Vater Konrads, zu bestimmen, und schon vorher war es ihr gelungen, zu erfahren, daß der junge Ingenieur nur seltene und kurze Besuche in Biala-Gora abgestattet hatte. Das versetzte sie in die beste Laune. Sie empfand plötzlich eine große Zärtlichkeit für Mischa und überhäufte sie mit Liebkosungen.

Der alte Mirski führte seine Gäste in ein rundes Glashaus des Erdgeschosses, das rings von jetzt halb entblättertem wilden Wein umrankt war.

Durch die strahlende und vornehme Schönheit, welche sein Haus beehrte, etwas eingeschüchtert, hatte der alte Brummbär seine gewöhnlichen Klagelieder ein wenig gedämpft begonnen. Anfänglich jammerte er über seine, wie er behauptete, gänzlich mißratene Maisernte, schimpfte dann auf die wachsende Anmaßung seiner Bauern und die Frechheit des Geistlichen, der es sogar wagte, gegen ihn zu stimmen — und dann war es vor allem sein Sohn Konrad, der ihn zur hellen Verzweiflung brachte! . . . Gegenwärtig wußte dieser nichts Besseres zu thun, als sich — rein um Gotteswillen — irgend eines nichtsnutzigen Bauern anzunehmen, den er sozusagen vom Ruin retten wollte! . . . Große Worte — nichts als große Worte! Und zu dem Zwecke lebte er da drüben am Berge wie ein Einsiedler und grub Löcher in die Erde, um nach Petroleum zu suchen! . . . Hatte das wohl Sinn und Verstand? Er, Papa Mirski, war von diesem Petroleumschwindel, Gott sei Dank, gründlich geheilt und hatte gestern, trotz des mißtönenden Geschreies

seines Herrn Advokaten, alle Schächte, bis auf den letzten, zuschütten lassen. Solange er lebte, sollte niemand wieder daran rühren, denn er wußte, was ihn der Spaß gekostet hatte!

Während er so seinen Unmut in Worten übersprudeln ließ, ging der alte Sauertopf hin und her, um Cigaretten, in Zucker eingemachte Früchte und Honig anzubieten.

„Du siehst also Konrad gar nicht mehr?" fragte Johann Sawinski.

„Im Gegenteil — ganz im Gegenteil! Er besucht mich von Zeit zu Zeit, und vorausgesetzt, daß er meinen Grund und Boden mit seinem Petroleum in Ruhe läßt, sind wir die besten Freunde."

In diesem Augenblicke erschien der kahle Kopf des Advokaten in der Umrahmung der Thür.

„Wollen die gnädigen Herrschaften den Herrn Ingenieur bei seiner Arbeit überraschen? Es ist zu Fuß über die Berge von hier aus nicht weiter als ein Kilometer und die Wagen könnten in der Meierei von Klein-Pola warten."

„Gern, der Gedanke ist ausgezeichnet!"

„Und wie gut würde sich's auf den leicht gefrornen Wegen gehen!"

Helene hatte sich lebhaft erhoben; sie nahm ihren Mantel um und schob ihren Arm kokett unter den des alten Mirski.

„Wollen Sie mein Kavalier bei der Partie sein?" fragte sie.

Entzückt von dieser unerwarteten Ehre, dachte der alte Herr nicht daran, zu widersprechen, sondern drückte einen zweiten Kuß auf das feine Armgelenk seiner Dame.

„Gut, besuchen wir Konrad!" rief er lustig, und sich dann ein wenig verlegen zu Fräulein Malwine wendend, entschuldigte er sich durch eine unnachahmliche Bewegung, welche zu sagen schien: „Dispensieren Sie mich für heute — Sie sehen selbst, ich kann nicht anders!"

Draußen schien eine kalte Herbstsonne. Die Fußwege, welche zwischen Gebüsch, Wurzeln und Steinen hinliefen, waren mit trocknen Blättern bedeckt, welche unter den Sohlen knackten und raschelten.

Schon hörte man den regelmäßigen Schall von Holzäxten aus dem Walde herüber.

„Herr Konrad läßt Bäume fällen,“ bemerkte der Advokat.

Ein unmerkliches Beben ging über Helenes Lippen.

Mischa sprang, lief vorwärts und zurück und machte den Weg wenigstens dreimal. Der Gedanke, Konrad wiederzusehen, erfüllte sie mit unaussprechlicher Freude, und sie nahm sich vor, ihn wegen seines seltnen Kommens auszuschelten.

Inzwischen war die Gegend immer wilder geworden. Kleine Waldbäche suchten schäumend ihren Weg hinab ins Thal und ungeheure übereinander getürmte Felsblöcke gaben der großartigen Einsamkeit etwas beinahe Feierliches.

Da machte der Weg eine Biegung.

„Da ist ja Konrad!“ rief der alte Sawinski.

Der junge Mann befand sich wirklich da, inmitten seltsam aussehender Gerüste und umgeben von seinen Arbeitern. Er war fast ganz so gekleidet wie diese, trug, wie sie, ein rot gesticktes Hemd, denselben breiten Ledergurt, die Beinkleider in die Stiefel gesteckt und auf dem kurz geschornen etwas wirren Haar einen breitrandigen auf den Hinterkopf zurückgeschobenen Filzhut. Das einzige, was ihn von seinen Leuten unterschied, war die Haltung und die stolze Miene des Gebieters, sowie die trotz des groben Anzuges hervortretende Schlankheit und Feinheit der Glieder.

Als er die glänzende Gesellschaft bemerkte, kam er fröhlich herbeigesprungen.

Jasowitsch war ihm schnell entgegengeeilt und flüsterte ihm zu: „Er hat gestern alle Schächte zuschütten lassen.“

„Schade,“ entgegnete der Ingenieur leichthin. „Fünfzehn oder zwanzig Meter tiefer und man hätte die Petroleumader erreicht!“

Der Advokat seufzte.

„Schnell, Piotre! ... Ilko! bringt herbei, was wir an Sitzen und Bänken hier haben!“ rief Konrad.

„Es ist diese Zauberin hier, welcher du mein heutiges Kommen verdankst,“ sagte der alte Mirski, indem er auf Helene deutete. „Du bildest dir hoffentlich nicht ein, daß

ich einen Kilometer weit gegangen wäre, um mir deine Dummheiten hier zu besehen!"

Mischa, die ein wenig zurückgeblieben war, trat jetzt zwischen den Schieferklippen hervor. Sie hatte einen Strauß roter Heide gepflückt und vergnügt und mit freudestrahlenden Augen kam sie näher.

Einem unwiderstehlichen Drange folgend, eilte ihr Konrad mit ausgestreckten Händen entgegen, aber, teils durch das ironische Lächeln Helenes abgeschreckt, teils durch die eigene Ueberlegung bestimmt, mäßigte er plötzlich diesen ersten Antrieb und begrüßte das junge Mädchen mit einem Anflug von Kälte, der von dem, was sie erwartet hatte, sehr abstach. Das strahlende Lächeln auf ihren Lippen erlosch und nur ein Ausdruck schmerzlichen Erstaunens blieb in ihren großen, starren Augen zurück.

Mit dem untrüglichen Instinkte der Frau hatte Helene sofort erkannt, daß kein ernstes Verhältnis zwischen den beiden jungen Leuten bestand, und ihr Mut, den sie einen Augenblick schwinden gefühlt, kehrte — sogar durch einen Zusatz von Wagelust verstärkt — zurück.

„Ich hoffe, Sie werden uns alles Merkwürdige zeigen, Herr Ingenieur!" begann sie ein wenig von oben herab. „Ich kenne Ihre Berge noch nicht, denn ich bin, wie Sie wissen, ein Kind der Steppe. Jagt man in den Karpathen Bären? Gibt es hier Räuberhöhlen und Abgründe? Ich sterbe vor Sehnsucht nach einem Abenteuer."

Dabei sah sie, auf einem Felsblock hockend und hell von der Sonne beschienen, sehr schön aus.

„Ich werde Ihnen, wenn Sie wünschen, wenigstens einen brennenden Teich zeigen können," sagte Konrad.

Dann gab er seinen Leuten schnell einige kurze Befehle.

„Bis dahin lassen Sie uns Ihre Arbeiten in Augenschein nehmen, wollen Sie?" rief Helene, indem sie den jungen Mann, der ihr in seiner sozusagen feldmäßigen Ausrüstung nur um so besser gefiel, in vertraulicher Weise mit sich fortzog.

Die übrige Gesellschaft folgte in einiger Entfernung.

„Das ist die Schmiede, nicht wahr? . . . Fertigen Sie

hier Ihre kanadischen Werkzeuge und Maschinen? ... Sie sehen, ich bin schon tief in die Sache eingedrungen! Wo wollen Sie denn das Petroleum hervorspringen lassen?“

Konrad führte sie nach einer Lichtung, auf welcher die Holzhauer eben wieder einige Tannen gefällt hatten.

„Hier werden wir zum Frühjahr den ersten Bohrversuch machen,“ sagte er.

„Aber Sie wollen doch nicht den ganzen Winter hier in den Bergen bleiben?“ fragte sie mit etwas kurzem Atem.

„Nein, ich komme bestimmt hinunter nach Lemberg.“

Ein unaussprechlicher Freudenschauer durchdrang das Herz der jungen Frau, deren Angesicht dessenungeachtet ruhig blieb.

Dann schlugen sie einen schmalen Pfad ein, der unmittelbar bis zum Fuße des Berges führte. Helene stützte sich lachend und mit der unbeschreiblichen, ihr eignen nachlässigen Grazie auf den Arm des jungen Mannes. Er war heute so ausnehmend liebenswürdig gegen sie, erzählte ihr von seinen Plänen, wälzte Steine aus ihrem Wege und stützte sie, wenn sie auf dem holprigen Wege schwankte, mit starker Hand. Das Universum war für sie nicht mehr vorhanden, sie genoß jetzt nur die süße Wollust dieser gleichsam gestohlenen Minuten.

Plötzlich stieß sie einen Schrei aus. Da unten auf dem jetzt von der sinkenden Sonne mit rötlichen Reflexen überhauchten grünen Spiegel eines kleinen Teiches stieg eine mächtige Flamme empor, die durch die Wiederspiegelung im Wasser noch größer erschien. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft, die jetzt herangekommen waren, gruppierten sich um die beiden, um die Erläuterungen zu hören, welche Konrad seiner Dame über dies Wunder gab. Er erklärte ihr, wie das Terrain dergestalt von Petroleum durchtränkt sei, daß das Oel durch den Boden sickere, auf die Oberfläche aller Gewässer emporsteige und sich in den Teichen ansammle, wo es dann von den Bauern bei festlichen Gelegenheiten angezündet werde.

„Und das haben die Leute von alters her gethan, ohne zu ahnen, welche ungeheuren Reichtümer unter ihren Füßen

lagen," fügte der junge Mann hinzu. „Der einzige Gebrauch, den sie von dem bituminösen Stoffe machten, war, daß sie ihn als Wagenschmiere brauchten."

Mischa hörte, das Kinn auf die Schulter des Großvaters stützend, still und aufmerksam zu. Konrad konnte sie nicht sehen, aber er fühlte ihre Nähe und empfand ein unwiderstehliches Verlangen, ihr liebliches Gesichtchen, wenn auch nur für einen Augenblick, anzuschauen. Langsam drehte er sich um, ihre Blicke begegneten sich. Aber das sonst gewöhnlich lachende Antlitz trug jetzt noch den Stempel der unsäglichen Traurigkeit, die es vorhin angenommen. In ihren Augen war noch das schmerzliche Erstaunen eines Kindes zu lesen, das man ohne Ursache gescholten — und dazwischen lag etwas, wie die schattenhafte Andeutung eines unbewußten Vorwurfs.

Das Herz des jungen Mannes zog sich in einer wonnigen Empfindung zusammen. Träumte er denn?

Aber schon überhäufte ihn Helene wieder mit Fragen: „Also, was da unten brennt, ist Petroleum?"

„Wirkliches, echtes Petroleum, wenn Sie erlauben."

„Ob es echt ist oder nicht, kann ich nicht wissen, aber so viel weiß ich, daß Sie ein Hexenmeister sind."

„O, damit ist's nicht so schlimm! Was waren denn das griechische Feuer der Alten, der Asphaltsee und die schrecklichen Flammen, welche Sodom und Gomorrha verzehrten? Stand das nicht alles im Zusammenhange mit dem Erdöl? Nur, daß man damals vorzog — wie es übrigens noch heute geschieht — einfachen Naturerscheinungen fabelhafte Ursachen unterzuschieben."

Bis jetzt hatte der alte Mirski geduldig zugehört; bei den letzten Worten aber zuckte er die Schultern und stieß einen spöttischen Laut aus.

„Glaubst du, daß du uns mit solchen Dummheiten die Köpfe verdrehen und alles, sogar die Bibel, um und umstürzen kannst?" rief er. „Um solchen Unsinn heimzubringen, hättest du wirklich nicht so lange im Auslande zu bleiben brauchen."

Der Tag neigte sich schnell zum Ende. In der Ferne,

bei der Meierei von Klein-Pola erblickte man in der wachsenden Dämmerung die dunkeln Umrisse der auf die Gesellschaft wartenden Wagen.

„Frau von Zaremba, Sie haben mich heute zu Ihrem Ritter erwählt,“ sagte der alte Herr, sich vor Helene verneigend und ihr den Arm bietend.

Dem konnte sie sich nicht entziehen.

Man setzte sich in Marsch.

Konrad hatte sich Mischa genähert und sie waren etwas hinter den andern zurückgeblieben. Die Dämmerung fing an, sie in ihre Schleier zu hüllen.

Beinahe schüchtern blickte er sie an. Sie zitterte ein wenig . . . aber sicherlich nur vor Kälte.

Ein Stein des Weges löste sich unter ihren Füßen.

„Wollen Sie mir nicht die Hand reichen?“ fragte er.

Sie warf ihm einen feuchten Blick zu, in dem es wie stumme Zärtlichkeit schimmerte: „Sind Sie mir nicht mehr böse?“ fragte sie.

„Ich Ihnen böse?“

Mit leidenschaftlicher Heftigkeit ergriff er ihre Hand und drückte sie an sein Herz.

„Hören Sie mich, Mischa . . .“

Erschreckt von dieser plötzlichen Heftigkeit und tief erbleichend, schloß sie die Augen. Was wollte er ihr denn sagen?

„Mischa, ich liebe Sie!“

„Mein Gott — mein Gott!“ murmelte sie mit so erstickter Stimme, daß es klang, als wollten die Worte ihr nicht aus der Kehle. Alles drehte sich mit ihr — sie glaubte zu sterben, wankte, stützte sich schwer auf seinen Arm und schritt nur wie mechanisch an seiner Seite weiter. Aber Konrad erkannte an den heftigen Schlägen des Mädchenherzens, das da so dicht an dem seinigen klopfte, recht wohl, daß dies Herz sich ihm heute zu eigen gegeben hatte, für immer und ewig.

Im Bereich des fahlroten Lichtkreises angekommen, den die angezündeten Wagenlaternen auf die Straße warfen, mußten sie sich trennen.

Ehe sie ihn erreichten, beugte er sich noch einmal zu ihr nieder und fragte mit einer Zurückhaltung, als könne jedes überflüssige Wort den süßen Zauber der letzten Minuten zerstören: „Und Sie, Mischa, lieben Sie mich nicht auch ein ganz klein bißchen?"

Sie fühlte die Glut seiner Augen, welche im Dämmerlicht die ihrigen suchten.

„Ich glaube fast, daß ich Sie recht herzlich liebe," stammelte sie schnell und verwirrt.

Und ganz beschämt von ihrer eignen Kühnheit ließ sie seinen Arm los und eilte, sich der übrigen Gesellschaft anzuschließen, welche bereits die Wagen wieder bestieg.

„Auf baldiges Wiedersehen in Lemberg!" rief Helene dem jungen Manne zu, indem sie ihm die Hand reichte, welche er achtungsvoll küßte.

Die Wagen setzten sich in Bewegung.

„Auf baldiges Wiedersehen!" wiederholte Konrad leise — aber die Worte waren nicht an die junge Frau gerichtet. Nachdenklich blickte er den davonrollenden Wagen nach, deren rotschimmernde Laternenlichte zwischen den schwarzen Baumschatten der Straße dahinglitten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

„Sie wollen uns schon verlassen, liebe Frau von Zaremba?"

Helene rüstete sich allerdings zu einem schleunigen Aufbruch. Dringende Familienangelegenheiten zwangen sie, ihren Aufenthalt in Biala-Gora abzukürzen und sich nach der Ukräne zu begeben. Außerdem waren alle ihre eifersüchtigen Befürchtungen zerstreut. Im Gegenteil schien es ihr, als habe sie einen Riesenschritt gethan, um ein vertrauliches Verhältnis zwischen sich und Konrad herzustellen. Vielleicht wunderte sie sich, halb unbewußt, ein wenig über das in Glückseligkeit strahlende Gesichtchen Mischas, das fast verklärt erschien — aber war sie nicht an einen häufigen und

plötzlichen Wechsel des Ausdrucks in den beweglichen Zügen des Kindes gewöhnt?

Am Tage nach der Abreise der jungen Frau sprach Konrad im Dwur vor.

Als Mischa den Hufschlag seines Pferdes vernahm, erstarrte ihr Blut fast zu Eis, ihr Herz schlug zum Zerspringen, und zitternd und bebend eilte sie davon, um sich in der dunkelsten Ecke ihres Zimmers zu verbergen. Die Liebe that also eigentlich weh?

Eine ungewöhnliche Stille lagerte über dem Schlosse. Konrad mußte jetzt im Rauchzimmer, dem großen feierlich aussehenden Raume, sein, wo man zu allen Zeiten die Familienangelegenheiten abgemacht hatte. Der Großpapa hatte ihn empfangen. ... Was sprachen sie jetzt miteinander? ... Welche Verschwörung machten sie gegen ihr Leben?

Angstvoll und in fieberhafter Aufregung wartete sie. ... Wie langsam die Zeit hinschlich! Dauerte die Verhandlung zwischen den beiden denn ewig? ... Warum rief man sie nicht? ...

Jetzt bildete sie sich ein, der Großvater habe Konrad hart angelassen ... ihn abgewiesen. „Es hat ja gar keinen Sinn, an einen solchen Kindskopf zu denken!“ hatte er gesagt. — „Kindskopf! ... Aber liebster Großpapa ... ich bin ja in diesem Monat achtzehn Jahre alt geworden. ...“

Plötzlich erklang von neuem Hufschlag im Hofe, auf der Straße, und verlor sich langsam in der Ferne.

Großer Gott, er war fortgeritten ... vielleicht sollte sie ihn nie wiedersehen!

Der Drücker ihrer Thür knarrte; der Großpapa trat ein.

„Nun, wo hat sich denn das kleine Fräulein verkrochen? Komm hervor, kleiner Duckmäuser!“

Ungestüm warf sie sich an die Brust des alten Herrn.

„Du hast also nicht nein gesagt, Großpapa?“ rief sie voll unwiderstehlicher Zärtlichkeit.

Er drückte sie fest an sein Herz: „Böses, böses Kind! Es ist also wahr, daß die Alten gut thun werden, ihr Bündel zu schnüren, und daß die Jungen sich auf ihre eignen Flügel verlassen wollen!“

Das junge Mädchen wollte Einspruch erheben, aber er nahm ihr Köpfchen zärtlich zwischen seine Hände und blickte sie liebevoll an.

„Ich hatte ja gar nicht nein zu sagen, Kind!" . . . fuhr er fort. „Konrad geht morgen nach Lemberg, um bei deinem Vater um dich zu werben."

Auch Malwine kam aufgeregt herbeigestürzt und umfing Mischa in langer, zärtlicher Umarmung.

„Ist es denn möglich!" stammelte sie. „Unser Liebling, unsre kleine Mischa will sich verheiraten! Das Kind, das wir gekannt haben, als es nicht größer war, als so!"

Dabei blickte sie ihre Pflegetochter prüfend an und fand, daß sie in den letzten Tagen noch bedeutend gewachsen sein müsse.

Die beiden alten Leute setzten sich auf einen kleinen Diwan, und Mischa, die keine Frage zu thun wagte, hockte zu ihren Füßen nieder, legte ihre glühenden Wangen an die rauhen Hände und bedeckte sie mit Küssen. Endlich brachte sie ängstlich, mit stockendem Atem und kaum vernehmlicher Stimme die Worte hervor: „Glaubst du, Großpapa . . . daß mein Vater nein sagen wird?"

„Wer weiß," gab Johann Sawinski nachdenklich zur Antwort, und leiser, gleichsam als spreche er mit sich selbst, fügte er hinzu: „Aber Konrad ist ein braver Mensch und ein tapfres Herz!"

Dann trockneten sich alle drei im Schutze der Dunkelheit ganz still die Augen — aber diese Thränen waren keine bittren! . . . Noch lange blieben die beiden alten Leute und das Kind so sitzen und träumten von Vergangenheit und Zukunft, während der Mond, der ins Fenster schien, die Gruppe mit blauem, mildem Lichte übergoß.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Helene erfuhr, während sie sich noch in der Ukräne aufhielt, durch ein Telegramm die niederschmetternde Neuigkeit: Konrad hatte um Mischas Hand angehalten und Erhörung gefunden. Ein Schrei zornigen Schmerzes und ver-

letzter Eigenliebe entrang sich ihrer Brust. Alle hatten sie also hintergangen, getäuscht ... sie war gröblich überlistet ... roulée — reingefallen — wie die Gogos in ihrem Pariser Kauderwelsch zu sagen pflegten. Mit Lippen, die bleicher waren, als die weiße Steppe der Ukräne, die sich in unabsehbarer Weite vor ihr ausdehnte, blieb sie eine Weile ohne Wort, ohne Bewegung, nur mühsam nach Atem ringend, sitzen. Sollte sie sich beklagen? Zu wem? Worüber? Welche Verpflichtungen hatten jene beneidenswerten Menschen, die ihr telegraphisch Mitteilung von ihrem Glück machten, ihr gegenüber? Sie hatte sich thörichter-, ja lächerlicherweise in Einbildungen gewiegt und ihr Herz daran gehangen, und man warf diese Phantasiebilder brutal, ohne einen Warnungsruf über den Haufen! Sie sollte jetzt dies unverschämte Glück mit ansehen ... sollte sich verstellen, heucheln und Konrad gratulieren! ... Bei dem bloßen Gedanken wurde ihr übel und weh zu Mute!

Der Depesche folgte ein Brief ihres Gemahls, durch welchen sie erfuhr, daß die Hochzeit im April stattfinden sollte, obgleich Konrad in leicht begreiflichem Bedenken gebeten hatte, sie bis nach Vollendung seiner gegenwärtigen Aufgabe, d. h. bis nach dem 15. Mai aufzuschieben. Er hoffte, daß wenn ihm das jetzige Unternehmen gelang, sein Vater sich entschließen würde, ihm die Ausbeutung seiner eigenen Petroleumquellen zu überlassen, wodurch ja seine, Konrads, Verhältnisse eine wesentliche Umgestaltung erfahren mußten. Allein der Bankier hatte an Zartgefühl nicht hinter seinem künftigen Schwiegersohn zurückbleiben wollen und hatte ihm bewiesen, daß eine Frage pekuniärer Interessen zwischen ihnen nicht am Platze sei. Außerdem gab es in der Familie Zaremba den alten Aberglauben, daß jede Ehe ihrer Mitglieder in der ersten Woche nach Ostern die kirchliche Weihe empfangen müsse. Die Hochzeit sollte demnach am 15. April stattfinden.

Helene antwortete auf diesen Brief durch eine beißende Satire, in welcher sie ihr tiefes Mitgefühl für die „armen jungen Leute aussprach, welche sich so geschickt einer reichen Partie zu versichern wüßten, und die man dann noch zwingen

müsse, die Hand aufzumachen, um die Mitgift in Empfang zu nehmen!“

Der Gedanke, jetzt nach Lemberg zurückzukehren, brachte sie außer sich. Sie ersann tausend Gründe, um ihre Abwesenheit zu verlängern, und durch eine geschickte Auffindung und Häufung von Schwierigkeiten und Hindernissen, welche sich angeblich ihrer Heimkehr entgegenstellten, gelang es ihr wirklich, dieselbe bis zum Karneval, d. h. bis zum Januar zu verzögern. Aber das war auch der letzte Termin. Lemberg verlangte nach seiner Königin, besonders da Ostern dies Jahr sehr zeitig fiel und die Saison folglich sehr kurz bemessen war.

„Beeile Dich, zu kommen, alle Welt fragt nach Dir und ich bedarf Deiner wegen der Aussteuer Mischas,“ schrieb der Bankier. „Auch Papa Mirski behauptet, nichts ohne Dich thun zu können — er möchte Dich wegen der Einrichtung der Wohnung zu Rate ziehen. Du hast den alten Knaben vollständig bezaubert! . . . Die Heirat schmeichelt ihm sehr und er fängt sogar an, den Beutel zu ziehen. . . . Apropos, denke Dir, daß unser Turteltaubenpaar das erste Jahr in der Meierei zu Klein-Pola wohnen wird; Konrad befindet sich auf diese Weise ganz nahe bei seinem Werkplatze, und das am Berge ganz im Grünen liegende Haus ist wie geschaffen zum Neste eines solchen verliebten Pärchens. Im Frühling werden sie im Blumenduft schwimmen. Du siehst, ich werde poetisch; die Liebe der beiden verjüngt mich förmlich. Nichts kann komischer sein als Mischa. Der Kindskopf nimmt seine Rolle ganz ernstlich . . . Du wirst lachen! . . . Und Konrad ist ganz närrisch vor Liebe! . . . Denke Dir, die beiden Kinder behaupten, sie liebten sich seit lange, ohne es zu wissen . . .“

Helene zerriß in voller Wut den Brief. Alles mußte also diesem herrlichen Paare glücken und zum Besten dienen!

Die Rückkehr nach Lemberg verbesserte ihre Stimmung nicht; es schien, als sollte sie den bittern Kelch bis auf die Hefe leeren. Aber niemand ahnte etwas von dem Schmerze, der ihr das Herz zermalmte. Sie versäumte keinen Ball, kein Fest — und endlich, als sie genug gekämpft und

gelitten, als sie alle Vorwände erschöpft hatte, um sich von der „elenden Geschichte" fern zu halten, die sich da drüben vorbereitete — als sie mit allem zu Ende war, da schrieb sie an ihre Schneiderin in Wien, um sich das Kleid zur Hochzeit zu bestellen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Reihe der Festlichkeiten, welche zur Feier der Vermählung Mischas stattfinden sollten, wurde in Biala-Gora mit einem sogenannten „Lämmerhüpfen", bei dem alle Tänzerinnen in Weiß erschienen, eröffnet. Am nächsten Abende legten die gerührten Eltern ihre Hände segnend auf die Häupter der Brautleute — dann begab man sich nach der kleinen ruthenischen Kirche, wo der katholische Pfarrer der benachbarten Stadt die heilige Handlung vollzog.

An dem Wege, welchen der Zug nahm, standen zwei Reihen Bauern mit brennenden Fackeln, welche die Wagen phantastisch beleuchteten. Das Coupé Helenes war besonders elegant und auf dem Bocke saß mit wehendem Federbusch ein prächtiger, vornehm ausschauender Jäger.

Die verwundert dastehenden Bauern sagten: „Dieser Herr von Zaremba muß ein mächtiger Bojar sein, daß ein General vorn auf seinem Wagen sitzt!"

Nach der Rückkehr ins Schloß erschien eine Abordnung der Bauern, um das junge Paar zu begrüßen; unter ihnen, sich fast versteckt im Hintergrunde haltend, stand Tarasia, strahlend und gerührt zugleich. Sie kamen, um ihrem geliebten Fräulein Mischa Glück zu wünschen, ihrer Wohlthäterin, „die von klein auf Mitleid mit ihrem Elend gehabt und ihnen beigestanden hatte".

Dann trank man auf die Gesundheit der Neuvermählten den „bittren Wein", der so heißt, weil sie sich jetzt unter dem Kreuzfeuer der Augen aller Anwesenden den ersten Kuß geben mußten. Darauf folgte eine im großen Saal servierte reiche Mahlzeit mit Tokayer und Champagner,

welche mit dem üblichen brüderlichen Toast endigte: „Liebet euch untereinander! Liebet euch untereinander!“

Sodann rief eine aus Zigeunern bestehende Musikbande die Gäste zum Tanze, und nach einer feierlichen, von den Aeltesten der Gesellschaft angeführten Polonaise faßte Konrad die Hand Mischas.

„Mazurka! ...“ rief er gebieterisch, indem er mit den Sohlen leidenschaftlich das Parkett stampfte und die leichte, weiße, hingebende Gestalt Mischas mit sich fortriß.

Alle jungen Leute ahmten sein Beispiel nach, faßten ihre Tänzerinnen bei den Händen und flogen, dröhnend den Boden stampfend, mit ihnen dahin.

Helene folgte dem Verlauf des Festes mit düstern, starren Augen aus der Entfernung. Unter dem Vorwande eines Unwohlseins hatte sie sich vom Tanze ausgeschlossen. Die laute Freude schnitt ihr ins Herz. Von rasender Eifersucht verzehrt, fühlte sie, daß sie schlecht wurde. Nach fünf Monaten der Pein drohte die in ihrer Seele angehäufte Bitterkeit überzulaufen.

Der Mazurka folgten Walzer und Quadrillen. Man tanzte überall, drinnen und draußen, selbst in den Scheunen, die zu Tanzböden für die Bauern umgewandelt waren. Ueberall erschallte Lachen, Jubel und Musik.

Gegen Mitternacht wurde eine hauptsächlich aus süßen Speisen bestehende Mahlzeit (herkömmliche Anspielung auf die Süßigkeit der Bande Hymens) aufgetragen.

Helene hatte sich in die Umfassung einer Thür zurückgezogen. Alles um sie her drehte sich mit ihr. O, fliehen, fliehen ... gleichviel wohin ... nur fort, fort von diesem verfluchten Feste!

Ihre Augen suchten nach einem Auswege ... da fielen ihre Blicke im Spiegel eines kleinen Nebengemaches auf das Bild Konrads und Mischas. Beide befanden sich allein. Hinter ihnen bewegten sich noch die Falten des Thürvorhanges, durch den sie eingetreten waren.

Mischa erschien größer in der langen Schleppe von weißem Atlas, deren weiche Falten sie über dem Arme trug. Konrad zog sie, ohne ein Wort zu sprechen, eng an sich

und drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen. Das junge Mädchen schloß die Augen und ihre ganze Gestalt schien unter der Liebkosung, die sie mit einer ungekannten süßen Empfindung durchschauerte, zu beben und zu schwanken. Da, von glühender Leidenschaft gepackt, hob er sie vom Boden auf wie ein Kind und trug sie mit dem Uebermut eines siegreichen Eroberers auf seinen Armen durch die Thür hinaus, deren Vorhang schwer hinter ihnen zusammenfiel.

Helene war bleich geworden; es flimmerte ihr vor den Augen, eine Art Röcheln entrang sich ihrer Brust. Das war zu viel. Keine Qual sollte ihr erspart bleiben!

Da drüben ertönte noch immer die Musik.

„En avant!“ rief der Führer der Mazurka atemlos. „Die Damen in die Mitte! . . . Grande chaîne! . . . Mazurka!“

Helene tauchte mitten in das betäubende Gewühl des Ballsaales. Erhobenen Hauptes, in stolzer Haltung durchschritt sie langsam und gleichgültig die Reihen der Tanzenden, die zur Seite wichen, um der im Glanze ihres Türkisenschmuckes in einem Kleide von Silberbrokat schimmernden Schönheit Platz zu machen und nachzublicken.

So kreuzte sie den großen Saal, wies den alten Mirski, der ihr den Arm bot, achtlos zurück und grüßte mit einem ironischen Neigen des Hauptes eine Gruppe ihrer bestürzten Anbeter, welche sie sich den ganzen Abend fern gehalten hatte . . . Und wer von allen denen, die dieser schönen Frau mit der hochmütigen Miene und dem spöttischen Lächeln nachblickten, hatte eine Ahnung, welche Thränen und Qualen sich hinter der undurchdringlichen Maske verbargen!

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

„Guten Morgen, geliebte Mama! Guten Morgen! Ich bin's, die kleine Mischa Mirski, welche kommt, um sich zu erkundigen, ob dich der gestrige Abend auch nicht zu sehr angegriffen hat. Ah, wie herrlich warm es bei dir ist! Denke dir, ich friere!“ Dabei schmiegte sich die frostige

Mischa in die weichen Kissen eines Sofas und zog die breiten Spitzen ihres Morgenkleides um sich zusammen. Mit ihrer gewöhnlichen Beweglichkeit aber erhob sie sich sofort wieder, um die Fenstervorhänge zurückzuschlagen.

„Sieh doch den herrlichen Sonnenschein! Es wird in Klein-Pola bald Veilchen geben und du wirst kommen, sie zu pflücken, teuerste Halka, nicht wahr? Weißt du auch, daß ich in den letzten fünf Monaten recht wenig von dir gehabt habe? . . . Ich weiß nicht, wie es gekommen ist, aber die Zeit ist vergangen wie ein Traum. Das werden wir nun alles nachholen, nicht wahr? Du wirst kommen, uns zu besuchen." Mischa sprach das Wörtchen uns mit kindlichem Stolze aus.

Helene blickte sie mit krampfhaft verzerrtem Gesicht und düstern Augen an. Eine Art erstickten Widerspruchs bebte auf ihren Lippen.

Mischa sah sie erst erstaunt an und brach dann in lautes Lachen aus.

„Du findest mich für eine verheiratete Frau gewiß nicht ernst genug?" rief sie. „Aber warte nur, das wird schon später noch kommen. Jetzt kann ich nichts, als mich glücklich fühlen — so ganz unbändig glücklich!"

Sie unterbrach sich, denn sie sah, daß Helene blaß geworden war.

„Mein Gott, Halka, was hast du?" fragte sie. „Schlechte Nachrichten aus der Ukräne vielleicht? . . . Ist Gräfin Wanda krank! Sprich . . . sage mir, was dich quält . . ."

Dabei hatte sie sich zu den Füßen der jungen Frau niedergelassen und umschlang sie liebkosend mit den Armen; aber Helene wies sie mit einer abwehrenden Gebärde zurück.

„Bitte, laß mich! . . ."

„Aber was hast du denn? Du erschreckst mich!"

Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen. Mischa rührte sich nicht. Helene kämpfte noch mit sich selbst.

Endlich richtete sie sich auf. Ein Ausdruck wilden Hasses blitzte in ihren Augen auf.

„Was ich habe?" rief sie, die feinen Handgelenke der noch immer vor ihr knieenden Mischa mit ihren Fingern zusammenpressend. „Was ich habe? Nun so höre: er war

mein, ehe er dir gehörte! ... Hast du mich verstanden? ... Weißt du, was ich meine? ... Begreifst du's? Er war mein! ... Sage, ob du mich verstanden hast?"

O ja! ... Mischa hatte verstanden. ... An allen Gliedern bebend und mit dem Ausdruck tiefster Verstörung nahm sie ihre langen, weißen, schleppenden Gewänder zusammen.

Nicht ein Wort, nicht eine Klage kam über ihre Lippen. In ihrem Herzen war etwas eingestürzt. Ach, ihr schönes, armes Glück! Es war zu groß, zu rein gewesen! Jetzt war es dahin — wie die Blätter einer Rose, die der Sturm zerzaust, sah sie es verflattern, davonfliegen.

Sie versuchte, sich die Sache klar zu machen. ... Aber das, was jene Frau sagte, war ja zu entsetzlich! Konrad, ihr Gatte, der Mann, mit dem sie sich gestern für immer verbunden ... er hatte Helene gehört, hatte Helene geliebt? ... Warum hatte er dann s i e geheiratet ... warum hatte er i h r solche berauschenden Liebesworte gesagt, wenn doch alles nur Schein und Lüge war! ... Verzweifelt blickte sie um sich, wie nach einem mitleidigen Blicke suchend ... aber Helene war nicht mehr da. Nur die strahlende Sonne sah ihre Verzweiflung. Jetzt zerriß ein Schleier vor ihrem geistigen Auge. Sie erinnerte sich nun der seltsamen Kälte, die ihr Konrad in Helenes Gegenwart gezeigt, wie der Vertraulichkeiten der jungen Frau gegen den jungen Ingenieur, die sie zuweilen mit einer gewissen eifersüchtigen Empfindung erfüllt hatten. Und die Traurigkeit ihres Vaters ... das Vorgefühl, das sie in Lipowa beschlichen! ... Tausend ihr früher ganz unwichtig erscheinende Einzelheiten wuchsen jetzt in dem armen Kopfe des unerfahrenen Kindes zu großen Dingen heran.

Nahende Fußtritte schreckten sie auf. Wenn man sie hier überraschte. Mit bebenden eiligen Händen raffte sie ihre Gewänder enger zusammen und flüchtete sich nach ihrem Zimmer. Hier fiel sie vor dem Bette schwer auf die Kniee.

Unruhig, sie nirgends zu finden, trat Konrad, der sie suchte, auf die Schwelle, und lächelnd blieb er stehen, um sie zu betrachten. Das geliebte Weib schien zu beten. Er wartete eine kleine Weile, aber als sie sich dann noch nicht

rührte, eilte er leise wie ein Fuchs auf Mischa zu, richtete ihr braunes Köpfchen auf, bettete es an seiner Brust und küßte sie auf die geschlossenen Augen.

Sie stieß einen rauhen Schrei aus: „Fort ... hinweg ... rühr mich nicht an! Ich fürchte mich vor dir ...“

Erschrocken nahm er sie in die Arme — aber mit Heftigkeit machte sie sich von ihm los.

„Mischa ... ich bin es ... ich dein Konrad ... hörst du, Mischa? ... Es ist dein Konrad!“ rief er entsetzt.

Sie gab keine Antwort. Die geliebte Stimme schien alle Gewalt über sie verloren zu haben. Den Kopf in die Atlasdecke drückend, mit Lippen, die weißer waren als ihr Kleid, lag sie anscheinend bewußtlos, fast wie tot da. Vielleicht war sie ohnmächtig ... er mußte Hilfe herbeirufen und wie ein Wahnsinniger stürzte er hinaus auf den Gang.

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, so sprang Mischa empor.

Was hatte sie gethan? ...

Mit fieberhafter Eile suchte sie die Kleider zusammen, die sie unterwegs tragen wollte, und zog sich rasch an.

Sie dachte, daß Konrad zurückkehren und noch andre Menschen mitbringen würde ... ihren Vater vielleicht ... daß es zu Erklärungen kommen, daß man ihr das schreckliche Geheimnis entreißen könne! ... Durfte sie durch ihre Feigheit ein solches Aergernis heraufbeschwören, den Frieden ihres ahnungslosen Vaters vernichten, die letzten Lebensjahre der geliebten alten Menschen, die so fest an das Glück ihrer Zukunft glaubten, trüben und vergällen? ... Nein, sie wollte stark sein, wollte ihre schmerzliche Pflicht erfüllen, wollte das Glück andrer nicht stören, wenn sie selbst auch auf ein solches nicht mehr zu hoffen hatte.

Als Konrad mit Malwine zurückkehrte, stand Mischas Entschluß fest.

Sehr bleich, aber lächelnd und mit offenen Armen trat sie den beiden entgegen: „Verzeiht mir, ich habe euch erschreckt ... ich weiß nicht, was mir war ... vielleicht war es nur eine thörichte Laune. Aber jetzt ist's vorüber ... ich bin fertig. Wir fahren bald, Konrad, nicht wahr?“

Konrad preßte in stürmischer Freude die kleinen, noch immer eiskalten Hände an seine Lippen.

„Vorwärts, zu Tische, Kinder!“ rief der Bankier, der eben herbeikam, in vergnügtem Tone. „Ach, man küßt sich hier! Verliebte sind doch unverbesserlich! Na, Konrad, gib Tante Malwine den Arm ... Frau von Mirski, Ihr Papa hat die Ehre ...“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Im Hofe stampften indessen die mit weißen Bandrosetten und langen Schleifen geschmückten Pferde der Neuvermählten mit ungeduldigen Hufen den Boden. Eine Stunde später bestiegen Konrad und Mischa den eleganten mit fünf herrlichen Braunen bespannten Halbwagen und fuhren unter den Segenswünschen der noch anwesenden Gäste und der versammelten Bauern davon.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Endlich waren sie allein in dem reizenden Nestchen, das sie erwartete. Die Thürvorhänge waren hinter ihnen zusammengefallen und Konrad wollte das bis zur Raserei geliebte Wesen zärtlich umfangen. Jetzt war das süße Geschöpf, mit der schüchternen Grazie und dem bald errötenden bald erbleichenden holden Gesichtchen, sein, ganz sein! Wie glücklich würden sie hier leben in aller Einfachheit, inmitten einer schönen Natur, nur umgeben von braven Landleuten, die auch Mischa so gern hatte. Es schien Konrad, als liege Lemberg mit seiner ganzen gekünstelten Gesellschaft Tausende von Meilen hinter ihm.

„Mischa! ...“

Aber plötzlich fühlte er sich von einem furchtbaren Gefühl durchschauert. Eine eisige Luftschicht hatte sich leise und unsichtbar, aber gleich einer unübersteiglichen Mauer zwischen sie gedrängt. Zum zweitenmal fühlte er sich ins tiefste Herz getroffen: Mischa liebte ihn nicht mehr! ...

Bestürzt, ein Unglück ahnend, riß er sie an sich und blickte ihr im hellen Lichte des Tages angstvoll in das liebe

Gesichtchen, in welchem sich, trotz aller heroischen Selbstbeherrschung, blasse Furcht und unbeschreibliches Entsetzen spiegelten.

„Mischa, geliebtes Wesen! ... Sprich ... was hast du? Um Gotteswillen, was ist dir?“

Er lag vor ihr auf den Knieen, bat und flehte und befahl abwechselnd. ... Alle seine stürmischen Beschwörungen stießen immer auf dieselbe sanfte, aber unerschütterliche Verneinung: sie hatte nichts ... gar nichts!

Konrad war halb wahnsinnig vor Schmerz. Er fühlte, daß sie etwas vor ihm verbarg, daß eine unübersteigliche Schranke zwischen ihnen emporwuchs, und sprang endlich wild und mit einem erstickten Schluchzen auf die Füße.

„Du bist nicht mehr Mischa ... nicht mehr meine Mischa! ...“

Ohne ihr noch einen weitern Blick zu schenken, verließ er das Zimmer und zog sich in sein eignes Gemach zurück.

Mischa, seine geliebte Mischa, sein Glück und seine Freude. ... Dieser zur Wirklichkeit gewordne süßeste Traum seines Lebens ... dies aus Lachen und Sonnenschein gewebte reizende Geschöpf ... es war für ihn nicht mehr da, war ihm verloren! Irgend etwas Furchtbares, Ungeheuerliches war in dem Kopfe dieses Kindes vorgegangen und hatte in wenigen Stunden sein ganzes Wesen verwandelt.

Noch lange erwartete er sie, horchte auf jeden Schritt, lauschte, ob nicht ihr Schatten in der Thür erscheine, hoffte jeden Augenblick ihre Stimme zu hören, für jeden aufgesparten Kuß wollte er ihr hundert auf die Lippen drücken. ... Umsonst ... sie kam nicht!

Nun legte er den Kopf in beide Hände und weinte wie ein Kind.

Er verbrachte die Nacht mit brennendem Kopfe und zermarterte sich das Gehirn nach der Ursache der rätselhaften Veränderung. Vergebens durchwühlte er seine Erinnerungen und erging sich in den thörichtsten Voraussetzungen und Vermutungen. Liebte sie einen andern? ... Hatte man sie überredet ... sie gezwungen ... oder bildete sie sich wohl gar ein, er habe sie um ihrer Mitgift willen gehei-

ratet? . . . Hatte ihr vielleicht die Eifersucht ein vergiftendes Wort zugeraunt? Dieser Gedanke, der sein Herz mit brennendem Schmerze erfüllte, beschäftigte ihn längere Zeit. Ach wie recht hatte er gehabt, wie grausam bestätigten sich seine früheren Befürchtungen, seine unerklärliche Scheu vor der Ehe, seine unbestimmte Furcht vor der Sphinx, die sich junges Mädchen nennt!

Inmitten des Einsturzes aller seiner Illusionen blieb ihm nur ein Trost: die Rettung seines Selbstgefühls, seines Stolzes. Er hatte mit Bestimmtheit jedes Anerbieten des Bankiers, ihm mit einem Darlehn zu Hilfe zu kommen, zurückgewiesen. Wenn ihm sein Unternehmen, das Bohren des Petroleumbrunnens, glückte, so verdankte er das nur sich selbst.

Mischa blieb nach der stürmischen Entfernung Konrads wie versteinert zurück. In ihrer kindlichen Unerfahrenheit und ihrem Ungeschick, andre als gerade Wege zu gehen, hatte sie geglaubt, es würde ihr möglich sein, den Sturm, der ihre Seele in allen Tiefen erregte, vor den durch die Liebe geschärften Augen ihres Gemahls zu verbergen. Jetzt war das Uebel nicht wieder gut zu machen — das Unglück war geschehen und sie beschloß, es mit Ergebung zu tragen. Das war jedenfalls noch immer besser, als ein Leben mit dieser Lüge auf den Lippen!

Einen Augenblick war sie allerdings in Versuchung gewesen, ihm nachzueilen und ihm alles zu sagen. Aber wie hätte sie die Kraft gefunden, eine solche Erklärung herbeizuführen? Wie konnte sie ihn um eine Vergangenheit befragen, eine Schmach zur Sprache bringen, an die nur zu denken ihr schon wie Todesqual erschien? „Er war mein, ehe er dir gehörte,“ zischte es ihr noch in die Ohren und diese dunkeln Worte gestalteten sich in ihrer mit dem Bösen unbekannten Kinderseele zu einem schrecklichen verbrecherischen Wahngebilde.

Und überdies, wer ergründet die Ursachen der Reizbarkeit, der völlig unwahrscheinlichen Widersprüche, welche zuweilen in sehr jungen Ehen entstehen und häufig in Zänkereien um die lächerlichsten Kleinigkeiten, im Aufsuchen und Finden von Beleidigungen, welche kaum einem Lufthauche

gleichen, oder in einer Art freiwilligen Hin- und Herzerrens zum Ausdruck kommen, in denen sich der kindische Starrsinn gefällt!

„Konrad, sage mir . . . hast du je Helene dein Herz geschenkt gehabt?"

„Ja, Mischa; aber es ist lange her. Du warst damals noch ein Kind und ich war noch sehr jung. Sie wollte keinen Mann ohne Vermögen heiraten und ich ging nach Amerika, um sie zu vergessen."

„Ist das wirklich wahr?"

„Aber was hast du dir denn gedacht, kleines, thörichtes Ding?"

„O nichts! . . . Gar nichts! Komm, ich habe dich sehr, sehr lieb!"

Das wäre alles so überaus einfach und natürlich gewesen! Aber Verliebte kommen nicht auf einfache Lösungen; sie ziehen es vor, ihre Liebe an den Dornen ihrer Phantasie blutig zu ritzen.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Die Berglandschaft stand im reichsten Blumenschmuck und der Tannenwald schickte balsamische Düfte in die Luft empor. Die Arbeiter an dem Petroleumbrunnen schafften mit erneuter, durch den Frühlingshauch gleichsam frisch gestählter Kraft. Der 15. Mai rückte näher. Man hatte bereits eine Tiefe von fünfunddreißig Meter erreicht, war bald auf festes Gestein gestoßen und hatte von da an die Arbeit mit dem Bohrer begonnen.

Der Jude Isaak kam täglich, um sich von dem Fortschritt des Werkes zu überzeugen; dann und wann erschien mit ihm auch der Advokat. Beide beugten sich dann mit krummen Rücken über den Rand der Grube, flüsterten sich mit ihren dünnen Lippen und listig blinzelnden Augen allerlei zu und entfernten sich nach einer Weile — dicht aneinander gedrängt — in ihre endlosen Besprechungen und Beratungen versunken.

Zwischen Konrad und Mischa hatte sich die Kluft erweitert. Da sich keine Minute offner, rückhaltloser Aussprache gefunden, vegetierte ihre Liebe in stolzer Einsamkeit.

Er seinerseits hatte sich kopfüber in die Arbeit, diesen besten Trost bei jedem Herzeleid, gestürzt. Seine ganze Willenskraft, alle seine geistigen Fähigkeiten richteten sich nur auf ein einziges Ziel, das glückliche Zustandekommen des Petroleumbrunnens. Bis dies erreicht war, wollte er nichts, weder eine Aussöhnung mit Mischa, noch eine Erklärung versuchen, sondern in dem gegenwärtigen, wenn auch noch so schmerzlichen Zustande weiterleben. War ihm dies Werk erst gelungen, durfte er den Kopf erst mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Erfolgs erheben und war damit seine Stellung in der Welt gesichert . . . dann . . . dann . . . das gelobte er sich . . . sollte Mischa sprechen! . . .

Und der fieberhafte Eifer, die Arbeitswut, die ihn fast verzehrte, hatte sich auch seiner Umgebung mitgeteilt.

Am 13. Mai bei Tagesanbruch erwarteten die Arbeiter die Ankunft Konrads in ungewöhnlicher sich laut kundgebender Spannung. Zu seiner unaussprechlichen Freude hatte er am Tage vorher zum erstenmal jene im Sonnenschein bläulich erscheinenden, wehenden Dünste über dem Schachte wahrgenommen, welche die sichern Vorboten des Petroleums sind, und die Erreichung der Quelle war jetzt nur noch die Frage von Stunden.

„An die Arbeit!“ rief Konrad, sobald er angekommen war. Zum erstenmal seit langer Zeit erhellte ein ungezwungnes, heitres Lächeln seine Züge.

Die Arbeiter setzten den Bohrer ein — plötzlich hielten sie inne. Das Instrument blieb, ehe es den Boden erreicht hatte, stecken — es stieß sich an einen fremden Körper.

„Es muß ein Stein in die Röhre gefallen sein!“ rief Piotre Béla bestürzt.

Konrad, der den Ausruf hörte, sprang sogleich herbei.

„Welcher Tropf spricht denn hier von einem Steine?“ fragte er.

Er ließ die Arbeit sogleich von neuem beginnen . . .

aber bald überzog eine tiefe Blässe sein Gesicht. Der eiserne Bohrer bog sich, ging aber nicht weiter!

Was war da geschehen? Hatte man es hier mit einem zufälligen Mißgeschick oder einem durch Bosheit herbeigeführten Zwischenfall zu thun? . . .

Ohne eine Minute zu verlieren, ließ er einen Eimer mit feuchter Thonerde füllen, ihn umkehren und vorsichtig in das Bohrloch hinabsenken. Einige Minuten vergingen in peinlicher Ungewißheit, endlich erschien der Eimer wieder auf der Oberfläche.

Konrad geriet in kochende Wut. „Die Elenden! . . .“ schrie er laut auf. Er hatte in dem weichen Thone den Abdruck eines großen Gewichtes mit einem eisernen Ringe gefunden.

Die Arbeiter umstanden ihn in äußerster Bestürzung — jeder beteuerte seine Unschuld. Er stieß sie heftig zurück.

„Klage ich denn euch an, ihr Dummköpfe?“ rief er. „Der Gedanke, ihr könntet das gethan haben, ist mir noch nicht in den Sinn gekommen . . . Nein, ich weiß wohl, wer den Bubenstreich begangen hat . . . weiß es ganz genau! . . . Es ist der Jude gewesen, den der Advokat dazu angestiftet hat. Sie allein haben einen Vorteil von dieser schändlichen That!“

Die rauhen Arbeiter standen starr vor Empörung. Ja, jetzt begriffen sie die Sache. Der Jude hatte, nachdem er sich vergewissert, daß man Petroleum finden würde, diese Nacht das Gewicht in das Bohrloch geworfen, damit Piotre Béla die Bedingung des Kontraktes nicht erfüllen könne und er — der Jude — in Besitz der Grube käme.

„Die Elenden haben sich gesagt, daß uns dies Hindernis wenigstens vier bis fünf Tage aufhalten müsse und daß sie sich auf diese Weise am Abend des 15. Mai, nach dem Wortlaut des Kontraktes, ganz einfach im Besitz nicht nur des fast vollendeten Brunnens, sondern auch aller Geräte und Werkzeuge sehen würden!“ schäumte Konrad.

Totenbleich mit zusammengebissenen Zähnen lief er auf und ab. Alle seine Pläne waren gescheitert, sein Ruf als Ingenieur war dahin. . . . Er sollte das spöttische Lächeln der einen, das schadenfrohe Mitleid der andern ertragen — des väterlichen Hohnes gar nicht zu gedenken! . . .

Wo war nun der Erfolg, auf den er gerechnet hatte, um sein Leben befriedigend zu gestalten, vielleicht sein Glück wieder zu gewinnen? . . . Alles lag in Schutt und Trümmern!

Sein Blut kochte. Was nun beginnen? Sollten die Schufte die Früchte ihres nichtswürdigen Streiches ernten? Oder wenn er sie nun verhaften ließe . . . eine Klage beim Gericht gegen sie einreichte?

Was würde ihm das im Augenblicke nützen? Welche Beweise hatte er denn? . . . Wo waren die Zeugen? Außerdem konnte er einen Prozeß auch noch später anstrengen — jetzt war vor allem nötig, die Bedingungen des Kontraktes zu erfüllen. Wie die Dinge lagen, gab es dazu nur ein einziges Mittel und das bestand darin, die Schuldforderung Isaaks sofort zu bezahlen. Um das zu können, hätte er aber Mischa um die Unterzeichnung eines Wechsels bitten müssen — und bei dem bloßen Gedanken schon wurde er rot bis unter die Haarwurzeln. Nein, zu dieser Demütigung durfte, konnte er sich nicht entschließen.

Die Arbeiter umstanden noch immer ratlos und bestürzt den Schacht. Unfern von dem Orte, unter einem Schuppen lagen das ganz neue Pumpwerk, das Reservoir, sowie eine Anzahl leerer Tonnen bereit, das Petroleum, sobald es floß, aufzunehmen. Es war wie eine Koboldstreich im Moment des Gelingens.

Konrad unterbrach sein fieberhaftes Hin- und Herlaufen, um sich zu ihnen zu gesellen und sich ebenfalls über das gähnende Loch zu beugen.

Seinen Anordnungen gemäß war dieses sehr weit genommen worden; der abgedankte Fabrikschornstein, dessen man sich zur inneren Auskleidung des Schachtes bedient hatte, hielt fünfzig Centimeter im Durchmesser. „Gerade Raum genug, um einen beherzten Mann durchzulassen," dachte Konrad und in dem Moment war auch sein Entschluß gefaßt.

„Ich werde hinuntersteigen, um das Gewicht herauszuholen!" rief er befehlend.

Ein Schreckensschrei der Leute gab ihm Antwort: „Nein, nein! Das konnte der gnädige Herr nicht wollen . . . das war unmöglich. . . . In einen der großen, nach dem alten

System abgeteuften Schacht einzusteigen ... ja, das wäre gegangen. Aber sich hier in das enge Loch zu wagen ... das war der Tod! ..."

Ein Lächeln, das die Gleichgültigkeit des jungen Mannes gegen die Gefahr ausdrückte, huschte über seine Lippen. Was war ihm jetzt noch am Leben gelegen ... jetzt, nachdem es allen Reiz für ihn verloren!

„Ich werde hinabsteigen, um das Gewicht herauszuholen," wiederholte er kurz und bestimmt. „Und nun kein überflüssiges Wort mehr! Haltet euch bereit, meinen Befehlen nachzukommen! ..."

Sofort trat eine tiefe Stille ein. Man hörte unter dem weiten, blauen Dome des Himmels nichts mehr, als die keuchenden Atemzüge der Arbeiter und die kurzen Befehle des jungen Ingenieurs.

„An die Arbeit, Iwas. Biege das äußerste Ende einer langen, starken Eisenstange zu einem tüchtigen Haken um! Ihr andern macht ein Seil zurecht ... die Feldflasche da füllt mir mit Branntwein! ... Und dann meinen Kautschukanzug her! ..."

„Und Fräulein Mischa ... die ... die gnädige Frau ... was wird die dazu sagen?" rief Piotre Béla, sich vor dem Gebieter niederwerfend und seine Kniee umfassend.

Konrad sah ihn an.

Wie tief rührte und bewegte ihn der Name von diesem einfachen Manne hier in der Waldeinsamkeit ausgesprochen.

Er wollte ihm ein Nein zurufen ... aber Piotre war chon in der Richtung der Meierei hin davongestürzt.

„So mag es denn sein!" murmelte er mit leise zuckenden Lippen. „Vielleicht ist's auch besser so!"

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Mischa hatte eben den täglichen Umgang in ihrem kleinen Bereiche beendet. Zerstreut schlenderte sie zwischen blühenden Himmelsschlüsseln und rosigen Anemonen dem Waldessaume entlang. Der Himmel war von wunderbarer Klar-

heit — die Luft rein und duftig. In den Zweigen der Bäume über ihr huschten verliebte Vogelpärchen in neckischem Spiele hin und wider.

Mischas Herz war, wie jetzt immer, von verhaltenen Thränen geschwellt. Das Leben schien schwer auf ihr zu lasten und dieser ewig wiederkehrende Frühling mit seiner stets erneuten Liebesverkündigung that ihr weh.

An einer blühenden Weißdornhecke setzte sie sich nieder und blickte hinab auf das opalfarbige Band des Flusses, der sich jenseits der Straße hinschlängelte.

Ein leises Sprechen hinter der Hecke ließ sie nach der andern Seite blicken. Da hinter ihr standen zwei Kinder: Kasia, das kleine Gänsemädchen, und Ilko, der Viehhirt. Sie hatten sich bei der Hand und sahen sich an, wobei sie ungeschickt die Arme schlenkerten. Endlich sagte das keckere Mädchen: „Würdest du's wagen, mir einen Kuß zu geben, Ilko?"

Der Junge wurde rot und senkte beschämt den Kopf.

„Würdest du's wagen?" fragte er endlich schüchtern.

„Ich? . . . Gleich! . . ." entgegnete Kasia und drückte mutig ihre roten Lippen auf die braunen Wangen des Knaben.

Mischas Herz zog sich schmerzlich zusammen und scheu wich sie zurück.

„Ueberall Liebe! . . . Liebe immer und überall!"

Von bittern Gedanken bestürmt, eilte sie mit großen Schritten in den Wald — aber von neuem entriß ein Gewirr von Stimmen und nahenden Fußtritten sie ihrem Hinbrüten: „Gnädige Frau . . . gnädige Frau . . . kommen Sie schnell . . . schnell . . . oder es gibt ein Unglück! . . ."

„Ein Unglück! Wo denn . . . da unten? . . ."

Und ohne sich weiter mit Fragen aufzuhalten, lief sie den Abhang des Berges hinab dem Werkplatze zu. Hinter ihr her liefen die Bauern, welche versuchten, ihr in abgerissenen Worten eine Erklärung des Vorgangs zu geben.

Konrad stand, das Gesicht nach der Meierei gewendet, an eine Tanne gelehnt und wartete. Als er Mischa erblickte, ging ein fast unmerkliches Zittern über sein Gesicht.

Sie war totenblaß, die arme, kleine Mischa. Was redeten denn die Leute?... Wie war denn das möglich?... Konrad, ihr Konrad wollte sich in den Tod stürzen?... Aber das würde sie nicht zugeben ... denn sie liebte ihn ... liebte ihn noch immer! Was kümmerte sie jetzt Helene und ihre giftigen Worte! Sie liebte ihn ... liebte ihn!... Der Gedanke, ihn zu verlieren, machte sie wahnsinnig! Mit leidenschaftlichem Ungestüm eilte sie auf ihn zu, klammerte sich an seine Kleider.

„Steige nicht hinunter ... steige nicht hinunter ... ich bitte, ich beschwöre dich!..."

Er sah sie einen Augenblick mit einer Art von halb mitleidigem, halb geringschätzigem Erstaunen an, als wolle er fragen, wie sie so plötzlich zu diesem Ueberschwang zärtlicher Besorgnis komme. Sie beide wußten ja wohl, wie sie in dieser Beziehung zu einander standen?

Der eisige Ausdruck seines Gesichtes wirkte lähmend auf Mischa. Die Worte erstarben ihr auf den Lippen.

Konrad hatte sich bereits wieder zu den Arbeitern gewendet.

„Wenn ich wieder oben bin, so werdet ihr, gleichviel, was geschieht, die Arbeit unverzüglich fortsetzen," sagte er im Tone des Befehls. „Habt ihr mich alle verstanden?"

Die Männer bejahten durch ein Neigen des Kopfes.

Piotre half Konrad mit zitternden Händen in die Aermel seiner wasserdichten Jacke.

„Ist die Eisenstange fertig?" fragte der Ingenieur.

Mischa stand betäubt, schluchzend, wortlos da und beobachtete alle diese Vorbereitungen.

Jetzt trat Konrad auf sie zu.

„Du stellst dir die Sache jedenfalls zu gefährlich vor, Micheline," sagte er. „Die Leute, die von der Sache nichts verstehen, haben dich erschreckt. ... Es ist ja nur ein Kinderspiel. Bedenke, wie oft Leute in eine der gewöhnlichen Gruben bis zu einhundertsiebzig Meter tief hinabsteigen! Hier handelt sich's um etwa fünfunddreißig Meter ... eine Kleinigkeit. Du wirst mich augenblicklich wieder oben sehen!"

Während er zu ihr sprach, war sein Ton milder geworden, und da sie, von Schmerz überwältigt, noch immer

keines Wortes mächtig war, so schien sich eine mitleidige Rührung seiner zu bemeistern. Leiser setzte er hinzu: „Komm, umarme mich, Mischa! Laß uns Frieden machen ... Gott ist mein Zeuge, daß ich nie die Absicht gehabt habe, dir wehe zu thun ... niemals! ...“

Dabei breitete er die Arme aus; schluchzend fiel sie ihm um den Hals und lange hielt er sie, die totenbleich an seiner Brust lag, fest umfangen.

Die Rührung schien ihn zu überwältigen — die umstehenden Arbeiter wischten sich die Augen. Aber nun machte er sich mit einer heftigen Bewegung los: „Vorwärts, Leute ... keine Kopfhängerei ... keine Schwachheit, zum Kuckuck!“

Dabei versuchte er seine Stimme zu festigen. Die Männer brachten die schwere Eisenstange herbei.

„Und jetzt ans Werk! Wir dürfen keine Minute mehr verlieren.“

Er ließ sich nun fest und so an die Stange anbinden, daß seine Füße auf dem umgebogenen Ende ruhten.

Tarasia, welche mit andern herbeigeeilt war, hatte inzwischen ein Tuch in Branntwein getaucht. Konrad legte sich dasselbe um Mund und Nase, dann lockerte er noch ein wenig die Kautschukkapuze, die seinen Kopf umschloß.

„Fertig!“ rief er.

Die Männer fingen nun an, ihn langsam in dem Rohre hinabzulassen.

Mischa sah alledem mit schreckensstarren Augen zu. So war es denn vorbei ... sie hatte ihn nicht zu erweichen, von seinem Vorhaben nicht abzubringen vermocht ... er war unerschütterlich, unerbittlich! ... Aber als sie ihn jetzt langsam verschwinden sah, fühlte sie sich von wilder Verzweiflung gepackt. Mit einem Schrei stürzte sie sich nach dem Bohrloch, über dem nur noch das geliebte Antlitz sichtbar war.

„Halt ein, Konrad! Um Gotteswillen, höre mich an ... es war Helene ... Helene ... sie hatte mich eifersüchtig gemacht! ...“

Er schüttelte die Kapuze zurück. Ein Gefühl von Seligkeit durchströmte ihn und strahlte aus seinen Augen. Der

Blick heißen Dankes, mit dem er in der Tiefe verschwand, sagte ihr, daß er sie verstanden hatte.

Dicht um die Mündung der Röhre gedrängt, achteten die Arbeiter jetzt auf die geringste Bewegung der Signalleine.

Anfänglich machte sich Konrad die steigende Kälte in der Tiefe unangenehm bemerklich.

„Mut, Mut!" flüsterte er sich selbst zu.

Jetzt, da er wußte, daß Mischa ihn noch liebte, wollte er nicht sterben! Mit diesem festen Entschlusse ließ er sich tiefer und tiefer in der engen, mit giftigem Gase gefüllten Röhre hinabgleiten.

Plötzlich überkam ihn ein entsetzliches Gefühl des Erstickens.

Röchelnd klammerte er sich an die Eisenstange und zerriß, um wieder zu Atem zu kommen, die mit Branntwein getränkten Tücher mit den Zähnen.

Noch ein Ruck und er war unten. In dem ihn verzehrenden Fieber hatte er eines nicht berechnet — den Umstand, daß es ihm an Raum fehlte, die Kniee weit genug zu beugen, um das Gewicht mit den Händen ergreifen zu können — aber er fühlte es unter seinen Füßen und mit übermenschlicher Anstrengung . . . im Kampfe zugleich gegen die Betäubung, die sich seiner bemächtigte, gelang es ihm, durch einen heftigen Ruck den Haken der Stange in den eisernen Ring des Gewichtes zu schieben. Doch nun war er auch mit seiner Kraft zu Ende. Mit dick angeschwollenen Halsadern und schwindendem Bewußtsein gab er noch das Signal zum Aufziehen . . . dann wurde er ohnmächtig.

„In einer Sekunde werden wir ihn oben haben!" riefen die Arbeiter der jungen Frau zu, deren Zustand sie mit Rührung und Mitleid erfüllte, und voll ängstlicher Spannung über die Mündung des Schachtes gebeugt, sahen sie die schwarze Kapuze von unten emporsteigen.

Vorsichtig nahmen sie die regungslose Gestalt des jungen Mannes in die Arme und legten sie auf den weichen, mosigen Boden nieder.

An dem Haken der Eisenstange hing das die Missethäter anklagende Gewicht.

Mischa hatte sich auf Konrad geworfen und die Kapuze von seinem Kopfe gestreift.

„Er ist tot!“ schrie sie entsetzt.

Zwei Männer hoben den Körper auf.

„Keine Minute zu verlieren,“ riefen sie. „Wir müssen ihn schnell zu Piotre tragen!“

Die übrigen begaben sich, dem erhaltenen Befehle folgend, wieder an die Arbeit.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Kaum begann sich die Kunde von dem Vorgange in Klein-Pola zu verbreiten, so wurde auch die Schenke Isaak Rappaports nicht mehr leer.

„Welches Unglück! ...“ klagten die Bauern. „Ein so guter Herr! ... Ein so vornehmer Herr, der Sohn eines Edelmannes und Großgrundbesitzers ... und steigt selber hinunter in das Loch, um das Gewicht heraufzuholen! ...“

„Und das alles nur, damit der arme Piotre nicht um sein Hab und Gut kommt! ...“

„Weiß man denn, wer der Schurke ist, der ihm den Streich gespielt hat?“

„Na ... den werden sie ja wohl bald haben ...“

Und nun begann ein Zischeln unter den Gästen, bei dem das gelbe, hagere Gesicht des Schenkwirts immer mehr erbleichte.

„Viel Segen wird's dem Burschen nicht bringen, denn darauf kann er sich verlassen, daß ihm unser gnädiger Herr Konrad einen Strafprozeß an den Hals hängt! ... Schenk ein, Isaak! ...“

Der Jude eilte zwischen seinen Gästen hin und her, aber seine Beine und Hände zitterten so heftig, daß er das Getränk verschüttete und die Gläser mehreremal von neuem füllen mußte. Kalter Schweiß rann von seiner Stirn in die zu beiden Seiten des Gesichts herabhängenden Locken.

„Der gnädige Herr Konrad ist also nicht tot?“ fragte einer der Bauern.

„Nicht tot!“ rief der Schmied des Dorfes, ein breitschultriger Bursche, der gern das Wort führte. „Na, ich möchte dich sehen, wenn du in dem verfluchten Loche gesteckt hättest! Er ist erstickt und mausetot!“

„Weißt du das gewiß, Vassili?“

„Ob ich's weiß! ... Habe ich's etwa nicht mit angesehen, wie sie ihn forttrugen? Er sah aus, wie ein weißes Tuch und war ein toter Mann. Ich hörte auch, wie seine Arbeiter unter sich drüber sprachen und bedauerten, daß er's nicht mehr erlebt hätte, wie der Brunnen Petroleum gäbe, was jedenfalls noch heute abend geschehen würde. Und hinter den Leuten, die ihn trugen, ging seine Frau her ... sie weinte und sah ganz verzweifelt aus.“

„Jesus Maria, erbarme dich unser!“ riefen die anwesenden Frauen und ein allgemeines Klagen begann: „Ein so braver Herr ... und kaum seit vier Wochen verheiratet! O! ... allbarmherzige Jungfrau, bitt' für uns! ...“

In dem Kopf des Juden blitzte ein Hoffnungsstrahl auf. Wenn der Herr Konrad tot war, so strengte aller Wahrscheinlichkeit nach niemand einen Strafprozeß an!

In dem anstoßenden Alkoven verborgen, machte der Advokat Jasowitsch alle Stadien der Angst mit ihm durch.

Da ging die Thür der Schenke von neuem auf und herein trat Hrynko, der Schuhflicker, ein kleiner, harmloser Mann.

„Ein Glas Branntwein, Isaak,“ sagte er, indem er die Czapka vom Kopfe nahm.

„Was sagst du zu dem Unglück?“ riefen mehrere Bauern zugleich.

„Wie? ... Was? ... Von welchem Unglück sprecht ihr denn?“

„Na, von dem guten Herrn Konrad! ... Er ist tot! ...“

„Der Herr Konrad? ... Aber der lebt ja! ...“

Der Schmied war aufgestanden und schlug mit seiner mächtigen Hand auf den Tisch.

„Was sagst du, du Saufbruder? Der Herr Konrad

wäre nicht tot? Habe ich nicht mit eignen Augen unsern Wohlthäter, den Herrn Pfarrer nebst dem Kirchendiener mit Kreuz und Klingel zu Piotre gehen sehen? Und das weiß jeder, daß wenn der Priester kommt, alles vorbei ist! ..."

Auch die anwesenden Frauen hatten sich jetzt erhoben.

„Wirst du wohl schweigen, du Großmaul und den Schuster reden lassen!" riefen einige von ihnen. „Erzähle, Hrynko ... erzähle, was du gesehen hast, Alter!"

In seiner Bestürzung, einen solch heftigen Wortkampf hervorgerufen zu haben, wollte der Schuster den Rückzug antreten.

„Ich weiß nichts ... gar nichts, ..." begann er.

Aber die Frauen nahmen ihn in ihre Mitte: „Erzähle, erzähle!" rief man von allen Seiten.

„Na, ich hatte ein Paar Stiefel in die Mühle getragen und wollte nach Hause gehen ... und da, als ich an Piotres Haus vorüberkam, sah ich gleich, daß hier was Besonderes vorging. Ich schlich mich also ans Fenster und guckte hinein. In der Mitte der Stube lag der gnädige Herr Konrad und seine Leute rieben ihn, rieben ihn ... daß sie einen Toten auferweckt hätten. Seine Frau Gemahlin hielt ihm den Kopf ... seht ihr, so ... und weinte und küßte ihn immer wieder. ... Und plötzlich fing der Herr Konrad an, sich zu bewegen ... und alle, die in der Izba waren, schrieen vor Freude laut auf ... und dann schlug er die Augen auf ... und lachte. ... Und da lachte die gnädige Frau auch. Hernach lachten und weinten sie alle beide ... und sahen so glücklich aus ..."

„Na, so ein versoffenes Lügenmaul, das uns weismachen will, die Toten könnten lachen!" rief der Schmied von der andern Seite der Schenkstube herüber. „Seht ihr denn nicht, ihr Dummköpfe, daß er betrunken ist! So betrunken, wie sie ihn jeden Sonntag aus irgend einem Graben aufheben! Du willst einen Toten haben lachen sehen, du Saufaus! ..."

Man fing an, sich zu erhitzen. Ein Teil der Gäste schlug sich auf die Seite des Schmieds, der andre hielt zu dem Schuster.

Die Gesichtsfarbe des Juden spielte währenddem vom fahlen Weiß ins Grünliche hinüber.

Auf der Thürschwelle stand aber seit einiger Zeit eine Gestalt, die dem Streite ironisch lächelnd zuhörte. Endlich wurde sie von den Bauern bemerkt.

„Tarasia!“

Die blasse Frau mit dem seltsamen Wesen, die immer dann und da erschien, wann und wo man sie am wenigsten erwartete, war im Dorfe wenig beliebt. Man wandte sich nur in ernsten oder gar verzweifelten Fällen an sie — aber heute kam sie gerade recht und gelegen und man wußte ihr nicht Höflichkeiten genug zu erweisen.

„Tarasia, gute Tarasia, goldne Tarasia . . . sage uns, wie's steht! Ist er tot? . . . Lebt er noch, unser guter gnädiger Herr Konrad? Sprich . . . erzähle! . . .“

Auch der Jude machte eine stumme, bittende Gebärde.

Tarasia sah sich mit verächtlichem Blicke in der Stube um. Es machte ihr Freude, alle diese Leute, die sie hundertmal gekränkt und gedemütigt hatten, jetzt so von sich abhängig zu sehen; sie weidete sich an der ängstlichen Spannung, mit der man ihres Ausspruches harrte.

„Tarasia! . . . Mein kleiner Goldfisch! . . . Liebe Tarasia! . . . Engelstarasia! . . . sprich! Sage uns, ob er noch lebt? . . .“

Ein sarkastischer Zug glitt über das Gesicht, das sich niemals zum Lachen verzog.

„Das Leben der Menschen liegt in den Händen des allmächtigen Gottes!“ sagte sie feierlich. Dann drehte sie der Gesellschaft langsam, ohne die mindeste Eile den Rücken und setzte, leise eine traurige Weise in Moll vor sich hinsummend, ihren Weg fort.

Ende.

Mein Sohn. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen. 2 Bände.

Diese anspruchslosen, vom Hauch sinniger Poesie durchwehten Blätter, in welchen Farinas Gefühlswärme und seine Beobachtungsgabe, sowie sein liebenswürdiger Humor miteinander um die Palme ringen, haben seinen Ruhm durch alle Länder getragen. Wo Vaterstolz und Mutterglück eine Stätte haben, wird das reizende Buch offene Herzen finden.

Dosias Tochter. Von Henry Gréville. Aus dem Französischen.

Den vielen Verehrern von Grévilles wilder Dosia wird es gewiß willkommen sein, auch deren Tochter kennen zu lernen, und wir können dieselben versichern, daß die Bekanntschaft sie nicht gereuen wird.

Der Lotse und sein Weib. Von Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.

Wetterharte, trotzige Naturen sind es, denen wir in diesem prächtigen Roman begegnen, aus dem uns gleichsam der frische Hauch der salzigen Meerflut anweht.

Numa Roumestan. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Wenn Daudet es unternimmt, in seinem Roumestan, in dem viele ein Porträt Gambettas erblicken wollen, einen Typus des Südfranzosen aufzustellen, so bewegt er sich auf seinem ureigensten Gebiet, und jeder Zug dieses großartigen Charakterbildes verrät den Kenner sowohl als den Meister.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komteß. Von Ernst v. Wolzogen. 2 Bände.

Wenn auch ein kecker, übermütiger Humor in diesem Roman das Scepter führt, so kommt darüber der Ernst doch nicht zu kurz; vielmehr bietet v. Wolzogen im Rahmen seiner lustigen Geschichte ein Sittenbild von hoher Vollendung und bleibendem Werte.

Eine Sirene. Von Léon de Tinseau. Aus dem Französischen.

Ein Zug dämonischer Leidenschaft geht durch diese neueste Schöpfung Tinseaus, in welcher sich sein Erzählertalent aufs glänzendste offenbart.

ack und seine drei Flammen. Von F. C. Philips. Aus dem Englischen.

Anstatt des üblichen Romanhelden lernen wir in dieser Geschichte einen auf dem Boden nüchterner Wirklichkeit stehenden Menschen kennen, dessen origineller Charakter und praktische Lebensanschauung überaus lebenswahr und fesselnd gezeichnet sind.

Mr. Barnes von New York. Von A. C. Gunter. Aus d. Engl. 2 Bde.

Durch eine fast verblüffende Fülle von interessanten Bildern und spannender Handlungen weiß der in seiner Heimat rasch zur Berühmtheit gelangte Verfasser den Leser von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln.

Gertruds Geheimnis. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.

In wohlthuender Schlichtheit und natürlicher Ungesuchtheit erzählt uns Theuriet die rührende Geschichte eines armen, verkannten Mädchens, die er mit einem großen Reichtum an unmittelbar der Natur abgelauschten Zügen auszustatten weiß.

Wunderbare Gaben und andere Geschichten. Von Hugh Conway. Aus dem Englischen.

Auch diese Erzählungen des bei unseren Lesern so beliebten Verfassers zeichnen sich durch ein solches Gepräge der Wahrheit, eine so überzeugende, lebensvolle Schilderung aus, daß man die Vorgänge selbst mitzuerleben glaubt.

Letzte Liebe. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Eine durchaus edle und feinsinnige Arbeit des gefeierten Verfassers, der sich dieses Mal durchaus auf dem Gebiet der Herzenskämpfe bewegt, ohne an zeitbewegende Fragen anzuknüpfen.

Die Sabinerin. — Felice Leste. — Die Mutter der Catonen. Von Richard Voß.

Der elementaren Einfachheit und Ursprünglichkeit der Menschen und der Lebensverhältnisse in der römischen Campagna, welche Voß die Stoffe zu seinen meisterhaft erzählten Dorfgeschichten bieten, verdanken diese eine fast antike Großartigkeit.

Mia. Von Memini. Aus d. Italien.

Eine schlichte, in gemütvoller Weise zum Herzen sprechende Geschichte, die niemand ohne Rührung lesen wird.

Diana Barrington. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.

In graziösem Plauderton läßt Mrs. Croker die Heldin dieses Romans ihre merkwürdige Geschichte erzählen, die auch diesmal das ihr so vertraute Wunderland Indien mit seinen Dschungeln zum Schauplatz hat.

Der reine Thor. Von Karl v. Heigel.

Der bekannte Verfasser bewährt in dem vorliegenden, flott und frisch geschriebenen Roman seinen Ruf eines geistvollen, fesselnden Erzählers.

Ein Kirchenraub. — Junge Liebe. Von H. Pontoppidan. Aus d. Dänischen.

Der nordische Dichter ist nichts weniger als ein Schönfärber, und doch weiß er seinen im Grund einfachen, durch große psychologische Wahrheit und treue Naturbeobachtung fesselnden Geschichten einen ungemein reizvollen poetischen Duft zu verleihen.

Die Könige im Exil. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französ. 2 Bde.

In diesem zu Daudets unbestrittenen Meisterwerken zählenden Roman tritt uns ein großartiges Sitten- und Kulturbild vor Augen, in dessen Mittelpunkt eine Frauengestalt von höchstem Seelenadel steht, die in der neueren Litteratur unerreicht sein dürfte.

Die verhängnisvolle Phryne. Von F. C. Philips u. C. J. Wills. Aus dem Englischen.

„Philips hat mehr als einmal den Beweis geliefert, daß er nicht anders als unterhaltend sein könnte, selbst wenn er wollte, und was für ein neues Element das Zusammenarbeiten mit Wills auch

in sein Werk gebracht haben mag, Langweiligkeit ist es keinesfalls." Athenäum.

Sergius Panin. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen. 2 Bände.
Dieses von der französischen Akademie preisgekrönte Werk Ohnets ist wohl nächst dem Hüttenbesitzer sein bestes und packendstes. – Von der französischen Ausgabe sind über 100 Auflagen erschienen.

Achtung Schildwache! und andere Geschichten. Von **Mathilde Serao.** Aus dem Italienischen.
Die in Italien so beliebte Verfasserin bietet in diesen Erzählungen lebensvolle Miniaturbilder neapolitanischen Lebens, die sich durch eine freie, vorurteilslose Auffassung und vorzügliche Darstellung auszeichnen.

Salonidylle. Von **H. Rabusson.** Aus dem Französischen.
In scharfen Strichen gezeichnet, elegant und vornehm gibt Rabusson, der gefeierte Mitarbeiter der Revue des deux mondes, ein Bild des Gesellschaftslebens und eine Liebesgeschichte voll Duft und Jugendfrische.

Mr. Potter aus Texas. Von **A. C. Gunter.** Aus dem Engl. 2 Bände.
Der amerikanische Erzähler entfaltet in diesem Roman eine staunenswerte Kühnheit der Erfindung und einen unerschöpflichen Reichtum an gestaltungskräftiger Phantasie.

Ein gefährliches Werkzeug. Von **D. C. u. H. Murray.** Aus dem Engl.
Der Reiz dieser Kriminalgeschichte beruht keineswegs nur auf der äußerst geschickt aufgebauten Handlung, vielmehr nehmen auch die trefflich gezeichneten Charaktere, vor allen der des geriebenen und kaltblütigen Detektives das volle Interesse des Lesers in Anspruch.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von **Alexander Baron von Roberts.** 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von **Georges Ohnet.** Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von **André Theuriet.** Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von **Hamilton Aïdé.** Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von **Alphonse Daudet.** Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von **Anthony Hope.** Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schauplatz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von **Fürst Galitzin.** Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von **W. E. Norris.** Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von **Ernst von Wolzogen.** 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von **Jean de la Brète.** Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von **Rich. Voß.**
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Quaritch. Von **H. Rider Haggard.** Aus d. Englischen. 2 Bände.
Der beliebte Erzähler weiß auch in dem vorliegenden Roman den Leser durch eine reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von **Emil Peschkau.**
Der wohlaufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von **F. de Renzis.** Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus dem Englischen.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit unerbittlicher Logik schildert Delpit in diesem erschütternden Seelengemälde die entsetzlichen Folgen der trostlosen Lehre, die den brutalen Kampf ums Dasein zur Triebfeder aller menschlichen Handlungen machen will.

Verhängnis. Von F. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Der Grundton dieses an die antiken Schicksalstragödien gemahnenden Romans wäre fast zu düster, wenn nicht der gemütvolle Erzähler die Herbheit seines Stoffes durch liebenswürdige Behandlung zu mildern wüßte.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Wer sich an einem kerngesunden, herzerfreuenden Buche ergötzen will, der lese diesen mit Herz und Humor geschriebenen Roman, der auch dem Griesgrämigsten ein Lachen, dem Verhärtetsten eine Thräne abgewinnen wird.

Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Herzenskenntnis, geistreiche Beobachtung der Gesellschaft und echt künstlerische Darstellung zeichnen diese Novellen eines jungen amerikanischen Talentes in solchem Maße aus, daß wir stolz darauf sind, sie in die deutsche Litteratur einzuführen.

Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mit jugendlicher Frische hat der greise Dichter kurz vor seinem Tode diesen durch eine reichgegliederte, spannende Handlung ausgezeichneten Roman geschrieben, der sich getrost mit seinen besten Werken messen kann.

Im frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Ob uns die begabte Erzählerin in die Häuslichkeit eines deutschen Künstlers führt, oder uns die Wunderwelt des Orients vor Augen zaubert, immer erweist sie sich als eine feine Beobachterin von origineller Auffassung der Menschen und Dinge, die sie mit frischsprudelnder Lebendigkeit zu schildern weiß.

Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Der beliebte Verfasser übertrifft in dieser lustigen Geschichte alle seine früheren Schöpfungen sowohl durch die ihr zu Grunde liegende glückliche Idee, als auch durch die prächtige Durchführung.

Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen.
Ein Roman von Julien Gordon in Spielhagens Bearbeitung! Das ist ein seltener Leckerbissen, für den uns der Leser Dank wissen wird.

Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Die charakteristischen Züge der modernen Berliner Gesellschaft treten in Remins trefflichem Sittenbild um so schärfer hervor, als sie mit geschicktem Griff den Anschauungen eines entschwindenden, andersdenkenden Geschlechts gegenübergestellt sind.

Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Wenn so viele Romane unserer Zeit sich im fadenscheinigen Gewand abgelebter Blasiertheit gefallen, so ist es doppelt wohlthuend, wieder einmal einer anspruchslosen Geschichte zu begegnen, die, auf dem Boden eines urwüchsigen Volkstums fußend, sich rotbackiger Gesundheit und herzhafter Lebensfreude nicht schämt.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu Geschenken ganz besonders geeigneten

Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband zum** Preise von **M. 2. — für den einfachen und M. 3. — für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.